

Der Diakonissen-Freund

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

31. Jahrgang.

August 1920.

No. 7.

Sein Rat ist wunderbar und führet es herrlich hinaus.

Jesaja 28, 29.

Die Wege, die Gott einzelne Menschen sowohl wie ganze Völker führt, werden uns immer ein Rätsel bleiben. Sie sind eben so ganz anders, als wie wir sie uns denken und wünschen. Selbst ernste Christen können es nicht verstehen, warum Gott gerade die Gerechten so leiden lässt, während es dem Ungerechten anscheinend gut geht. Die Frage nach dem Warum? hat seit tausend Jahren Gottes Kinder beschäftigt. Auch zu Jesajas Zeiten ist diese Frage schon aufgeworfen, der Prophet aber hat sie mit einem kurzen Wort erledigt: Sein Rat ist wunderbar und er führet es herrlich hinaus. Eine kurze Antwort. Für Ungläubige enthält sie nichts, gläubigen Kindern Gottes genügt sie. Denn sie sagt ihnen zweierlei. Einmal: „Gottes Rat ist wunderbar.“ Ja, Seine Wege sind oftmals wunderlich. Aber, sagt ein Gottesmann, die wunderlichsten Wege Gottes sind immer die richtigsten. Das lehrt uns die Heilsgegeschichte, Kirchen- und Weltgeschichte. Wunderbar: Der Gerechte leidet für die Ungerechten, der Hirte für die Schafe. Auch die Jünger verstanden diesen Weg Jesu nicht eher, als bis der heilige Geist sie mit seinen Gaben erleuchtet hatte. Wunderbar waren Gottes Wege in der Geschichte der Völker. Unerforschlich waren seine Gerichte, unergründlich seine Wege. Aus kleinen Anfängen hat er oft Großes erstehen lassen, und was vor der Welt groß war, das hat er zerbrochen. Er hat mit allen seinen Wegen nur ein Ziel im Auge: Sein Reich zu bauen. Wunderbar auch seine Wege im Leben des Einzelnen. Blick zurück auf Dein Leben. Hast Du seine Wunder noch nie erfahren? Hast Du seine Hand nicht gespürt, wenn er zu Dir kam, sei's mit Zielen, sei's mit Leidern? Auch diese Führungen haben nur ein Ziel: Dich ihm näher zu bringen und Dein Seelenleben zu fördern. Wunderbar ist sein Rat, aber Gott sei Lob und Dank: Er führt alles herrlich hinaus. Das ist der zweite Teil der kurzen Antwort. Auch das beweist die Heils-, Kirchen- und Weltgeschichte. Vertrauen wir ihm nur, er ist der weise Baumeister dieses Weltgebäudes, er weiß, was er will, er weiß, warum er dies oder jenes zuläßt, was uns unverständlich und scheinbar unvereinbar mit Gottes Gerechtigkeit und Liebe ist. Einst werden Gottes wunderbare Pläne offenbar werden, dann werden wir anbetend vor ihm knieen und sprechen: Ja, Herr, Du hast alles herrlich hinausgeführt. Selig, wer sich nicht an ihm ärgert. Selig,

wer auch in den dunkelsten Stunden beten kann: „Ich fürchte kein Unglück,
denn Du bist bei mir!“

Ihn, Ihn lasz tun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Dass Du Dich wundern wirst,
Wenn Er, wie's Ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rat
Das Werk hinausgeführt,
Das Dich bekümmert hat.

G.

Aus einem Brief von Herrn Pastor Bachmann.

Was ich voraussah, hat sich erfüllt, nämlich seit meiner Landung vor drei Wochen haben sich die Erfahrungen und Eindrücke derart überputzt, dass ich kaum folgen kann. Deshalb war mein letzter Brief von Wien so kurz, und muss ich auch diesmal mich wieder kurz fassen und die Schilderung von Einzelheiten bis auf meine Rückkehr verschieben. Leider komme ich auch nicht dazu, allen Postkarten zu schicken, wie ich gehofft hatte, werde aber doch den Versuch weiter fortführen. Ich darf wohl sagen, dass mir diese Reise gerade durch die Überfülle mehr einträgt, als ich überhaupt annehmen durfte. Ich habe bisher wirklich sehr viel gesehen, gehört, gewonnen und auch wohl etwas Aufmunterung und Segen übermittelt. Überall bin ich herzlich aufgenommen worden und muss Gott danken tausendmal für seine freundliche Führung und Fügung.

In Wien war ich nur allzukurz, von Samstag früh bis Mittwoch früh, dazwischen Sonntag und Montag im Gallneukirchen. Dennoch habe ich etwas Einblick in die zum Teil verzweifelten Zustände tun können. Das Bild hat sich seit Pastor Sandrey's Besuch ziemlich verändert. Man sieht nicht mehr so das furchtbare Kindereindringen, dank besonders der amerikanischen Speisung. Die Kinder und Erwachsenen sehen schmal aus, wohlge-nährte Personen sind Ausnahmen, doch sind die Kinder schon wieder munter. Als wir die Kinderspeisung im Arbeiterviertel besuchten, sagte mir der leitende Oberlehrer: „Von diesen Kindern wäre heute sicher jedes zweite nicht mehr am Leben, wenn die amerikanische Kinderspeisung nicht gekommen wäre.“ Gest geht's mit den Kindern wieder besser, dagegen ist die Lage unter den gebildeten Armen geradezu hoffnungslos, besonders unter denjenigen, die nicht arbeiten können. So z. B. stand ich mit Pastor Schmieder noch nach 11 Uhr nachts vor meinem Hotel, als eine vornehme schwarz gekleidete Dame uns schüchtern ansprach und bat, ob wir ihr nicht etwas helfen könnten. Ich fragte sie freundlich aus und freute mich, von dem in Gallneukirchen erhaltenen Reiseimbiß ihr die noch übrig gebliebenen zwei Eier holen zu können, und gab ihr ein Glas Marmelade und 100 Kronen dazu. Pastor Schmieder notierte ihre Adresse und will weiter nachsehen. Der dortige Pfarrer Stoedel erzählte Pastor Wolf und mir verschiedene ähn-

liche Fälle, die freilich in Oesterreich und auch hier in Deutschland so zahlreich sind, daß man wirklich keinen Rat weiß. Man kann nicht allen helfen, selbst können sich diese Leute auch nicht helfen; ob sie dem langen Hungertode entrinnen können, weiß allein Gott. Die Lage dieser gebildeten Armen ist verzweifelt. Gott erbarme sich ihrer.

In Gallneukirchen und dem Waisenhaus in Weikersdorf haben sich die Schwestern und Insassen wahrlich an Entbehrung gewöhnt. Gerade jetzt hungern sie nicht, Gott sei Dank. Ihre Mahlzeiten würden aber unsren Leuten durchaus nicht munden. Das erste Frühstück bestand u. m. Wifens besteht noch aus einer wirklichen Wassersuppe: Wasser, Zwiebel, Salz — nichts anderes dazu. Das zweite Frühstück um halb 9 Uhr, ein Stück frisches Brot, sieht aus wie Pumpernickel, ist aber nicht so gut. Mehr Brot für den Tag gibt es nicht. Zu Mittag jetzt Gemüse; wir hatten mit den Schwestern gerade Erbsen und „Carrots“ mit Kartoffeln — sehr schmackhaft; zum Nachtisch Kirschen. Beim Kaffee bei Frau Pfr. Saul hatten wir als „Festzugabe“ etwas Gebäck. Abends Salat etc., Gemüse. (Tea oder Kaffee, glaube ich). Letzten Winter gewöhnlich nur wieder Wassersuppe. Und doch segnet Gott diese wenige Speise so, daß sich fast alle seit Frühjahr ziemlich erholt haben. Die Aussichten für den Winter sind aber nicht günstig. — Im Waisenhaus am Sonntagabend hatten wir zwei Gerichte: Dicke Bohnensuppe und Kirschentkuchen — sonst nichts. Doch genug hier von.

Von Wien aus ging's Mittwoch 8.25 über Passau nach Nürnberg, wo wir, Dr. Wolf und ich, im „Weizen Hahn“ gute Unterkunft fanden. Waren überrascht über den regen Verkehr bis spät in die Nacht hinein. Besuchte noch am selben Abend Fr. Else und Schwester Selma Hafner, die beide sehr herzlich und mich bis fast 12 Uhr hielten. Dann begleiteten sie mich durch die nicht beleuchteten Straßen zurück zum Hotel. Am nächsten Morgen besichtigten wir die Schule und sahen uns unter Schw. Selmas Führung die Kirchen u. s. w. an, betraten auch das „Bratwurstglöcklein“, sahen das Kinderhospital und den Kinderhort und sahen im Hospital besonders manchen traurigen Fall der Unterernährung. Ich fuhr allein am Nachmittag nach Erlangen zu Professor Bachmann, wo wir beim Kaffee uns bis fast 5 Uhr unterhielten. Dann begleitete mich Prof. B. zur Bahn.

In aller Frühe am nächsten Morgen (4 Uhr) auf mit Dr. Wolf nach Neuendettelsau, wo wir noch rechtzeitig zum 8 Uhr Gottesdienst eintrafen. Pfr. Neiser predigte sehr erbaulich. Kirche gefüllt trotz des Regens, der fast den ganzen Tag anhielt. Wir hatten es wirklich gut getroffen: Prüfung in der Blauen Schule und Ausstellung der Handarbeiten der Kl. Kinderlehrerinnen. Pastor Laurer nahm uns mit zur Prüfung und Pfr. Goey zur Schule. Um 3 Uhr gingen wir ins Missionshaus, wo Inspector Ruz, Kirchenrat Stroemer und Lehrer Zahn mit uns zusammen kamen und ich den Ueberseher spielte, bis ich zum Pastor Laurer rief, mit dem ich sehr angenehme Besprechung über die kirchlichen Ver-

hältnisse hatte. Er war überaus herzlich. Frau Oberin höchst erfreut über meinen Besuch und für ihre 80 Jahre noch sehr frisch. Am Abend kamen außer dem vielbeschäftigten Rektor die Pfarrer und Missionare des Orts, wohl unser zivölf Mann, im Hospiz zusammen zum wöchentlichen gemütlichen Abend, auch Diaconissen-Pfarrer Hecel von Darmstadt dabei. Wir mußten natürlich erzählen, die aber auch! Um 10 Uhr punkt war Schluss und sehr herzlicher Abschied. Dr. Wolf und ich nebst drei anderen Gästen um halb 4 Uhr geweckt, dann mit dem 4.45 Zug zurück nach Nürnberg. Nach dem Frühstück „Samstag“ war unser erster Gang zum Polizeiamt, hätten uns schon früher stellen sollen, doch war der Beamte sehr freundlich; selbstverständlich ich auch. Trafen hier mit der Polizeischwester zusammen, einer Augsburger Schwester, die mir mit großer Freundlichkeit einen Einblick in ihre Arbeit gab. Sie hat im Rathaus ihr eigenes Büro und hat vier Diaconissen zur Seite. Die eine nahm mich dann ins Stadtmissionsheim, wo ich auch später zu Mittag war und das alte Patrizierhaus, das sie bewohnen, besichtigte. Kam auch zu Quälerspeisung im Stadtpark. Überaus gewinnreicher Tag. Bleiben über Sonntag in Nürnberg und führen Montag hierher nach Leipzig zur Konferenz mit den Vertretern der lutherischen Missionsgesellschaften. Dr. Wolf wohnt im Missionshaus und ich bei Pastor Cordes, gerade neben der Thomaskirche.

Über die Konferenz, die sehr befriedigend verlief und an der sich auch Pastor Cordes und Professor Thoms beteiligten, möchte ich lieber eingehender berichten, wenn ich wieder daheim bin. Muß jetzt aufhören, da ich noch im Missionshaus mit Prof. Julius Richter und Dr. Agenfeld, die von Berlin kamen, eine besondere Besprechung habe.

Aus Briefen von Deutschland und Österreich.

Liebe Schwester Marianne!

Gestern erhielt unser Mutterhaus ein wunderschönes Liebesgabenpalet aus Philadelphia. Mein Dank geht auch an Sie, I. Schw. Marianne, die Sie so viel mit dem Einväden und Versenden der Liebesgaben betraut sind. Strümpfe, Wolle, die weiße und die schwarze Stopfbäumwolle sind sehr begehrte Artikel, was aber allem die Krone aufsetzte, waren die beiden rießigen schwarzen und weißen Maschinengarnrollen mit je 12,000 Yards Garn, die riesen viel staunendes Entzücken bei unseren Schwestern hervor, und als ich sie dann ins Nähhaus brachte, da brach ein Fabel los und unsere Näherrinnen meinten: Nun können wir es aber schaffen! Wir berechneten den Preis und meinten, unter 400 Mark würde man bei uns solch eine Rolle nicht zu kaufen bekommen. Garn ist ja besonders knapp in Deutschland und ebenso unerschwinglich teuer, daß wir gerade dafür von Herzen dankbar sind. Im Nähhaus sind wir jetzt fleißig beim Nähen von Ihrer letzten Sendung. Wie vielen, gerade den jungen Schwestern, haben wir mit Wäsche, dank der großen Stoffsendung (vom Hilfsverband)

aushelfen dürfen. Aber auch unsere Dienstmädchen und andere Arme werden bedacht, sie kommen unbeschreiblich dürftig bei uns an; bei den Kindern in unsern Kinderheimen fehlt vielfach das Hemd, und wie sieht es mit den Füßen aus, Strümpfe und Schuhe kann man nur Kopfschüttelnd betrachten. Gottes Hand liegt noch immer schwer auf uns. Ehe wir nicht eine Regierung von Gott eingesezt bekommen, werden die Zustände eher schwerer als leichter. Doch die Palme wächst unter der Last, möchte das auch sich an uns und unserm Volk bewahrheiten.

Mit herzlichem Gruß und innigem Dank an alle freundlichen Geber,
Bethel.

Ihre Schw. M. Heuser.

Sehr verehrte liebe Schwestern!

Wie haben Sie uns wieder beschämt und erfreut mit dem herrlichen Schreiben, das wir aus Ihrem lieben Hause empfingen. Es ist uns schwer, soz. wir Ihnen so gar keine Gegengabe bringen können und Ihnen nicht ersönlich unsern Dank aussprechen können. Wir können nur Gottes Segen und die Erfahrung des Spruches für Sie erbitten: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Mit großer Freude empfingen unsere Schwestern die Strümpfe, wir konnten diesmal nun auch unseren Anstaltschwestern in der Stadt hier, die in einer großen Frauenklinik und in einer Augenheilanstalt arbeiten, einige Paar der schönen Strümpfe geben.

Mit vielen Grüßen an alle Ihre lieben Schwestern,
Leipzig.

Ihre Schw. Marie Moebius, Oberin.

Sehr verehrter, lieber Herr Pastor!

Das prächtige Paket von Ihrer Anstaltsgemeinde mit der wunderbaren Wölle, einem Tuch, Handschuhe, 6 Paar Strümpfen etc hat große Freude verursacht. Der liebe Gott brodet uns immer zu, was wir brauchen, und Sie dürfen seine Boten sein. Welche Glaubensstärkung ist auch diese freundliche Hilfe unseres Gottes von einer Not zur andern. Es gab schon Gemüter, die ernstlich fragten, ob unsere Anstalt überhaupt werde bestehen können, da uns die Ausgaben über den Kopf wuchsen, und nun hat uns Gott eine Hilfe nach der andern erfahren lassen, daß man sieht: Der alte Gott lebt noch! Wir haben freilich schwer zu ringen, beträgt doch jetzt die Ausgabe für Mehl soviel, wie früher für die gesamte Verpflegung. Doch öffnet Gott hier ein Herz und da ein Herz und mahnt uns, nicht zu verzagen.

Gott vergelte, was Sie an unserer Anstalt tun, das wünscht herzlich
Rauhes Haus, Hamburg.

Ihre E. Hennig.

Verehrte, liebe Schwestern Grace.

Ein herzliches „Vergelt's Gott“ Ihnen und allen Gebern und Geberinnen der vielen schönen, nützlichen Sachen, welche zu unserer großen

Freude unverfehrt bei uns ankamen. Es war gleichsam, als fühlte man die Liebe, die da gerne gibt und uns fernern Glaubensgenossen aus großer Not half. Ach hoffte, Sie hätten es mit ansehen können, als die Kiste ausgepackt wurde. Wir alle dankten dem lieben Gott, daß Er uns so gütige Helfer in Ihnen schickte. . . . Unser Kinderspital ist zur Zeit immer gut besucht, wenn auch nicht überfüllt. Es gibt so viele elende Kinder zur Aufnahme, denn die Unterernährung ist eben das schlimmste Uebel in unsern schwer heimgesuchten Vaterlande, und es wird wohl noch schlimmer werden, denn die Lebensmittel werden beständig teurer und eine große Selbstsucht herrscht leider in vielen Kreisen des Volkes. Gottes strafende Hand liegt hart auf uns. Doch spürt man aus vielem seine vergebende Liebe heraus, und viele, die sich ganz von Gott abgewandt hatten, lassen sich gerade jetzt von Ihm wieder finden. Und wenn unser tiefgesunkenes Volk seinen Gott wieder sucht, kann alles wieder gut werden im Laufe der Zeit. Nochmals allen vielen herzlichen Dank.

Ihre dankbare

Nürnberg.

Johanna Rissel.

Sehr verehrte Frau Oberin!

Nun haben die von Ihnen so freundlich gesandten Gaben wohlbehalten ihr Ziel erreicht, und ich danke Ihnen und Ihren Schwestern von ganzem Herzen, daß Sie unsere in großer Not ausgesprochene Bitte in so lieber Weise erfüllten. Heute konnten wir uns die Kiste mit ihrem reichen Inhalt: den vielen schönen Stoffen, Kleidern, Schürzen, den so sehr begehrten Strümpfen, den schönen Wäschestücken und den so notwendigen Näh- und Stoffutensilien vom Zollamt abholen. Ich wünschte, Sie hätten die Freude der Schwestern sehen können beim Auspacken. Nun können wir jeder Schwestern ein ordentliches Kleid nähen und die Probeschwestern einkleiden. So haben Sie uns einen großen Dienst geleistet mit Ihrer freundlichen Hilfe, und ich danke Ihnen im Namen der Schwestern sehr, sehr herzlich.

Ihre dankbar ergebene

Graz in Oesterreich.

Schw. Martha Lüde.

Sehr geehrter Herr Amtsbruder!

Für gütige Uebersendung dieser sehr willkommenen Gaben danke ich Ihnen, herzlich! Ich habe mich über diesen, aus dem Marx Drexel Home kommenden Gruß wieder sehr gefreut, denn mit diesem Leben verbinden mich, so lange ich lebe, die dankbarsten Erinnerungen; deshalb werden Sie es mir wohl nachfühlen, wenn ich Sie gleich eingangs meines Briefes bitte, alle Leben Schwestern sehr herzlich und dankbar zu grüßen. Den freundlichen Eltern, deren Gaben Sie in meine Hände gelegt haben, sende ich direkt meinen Dank. Auch diese Gaben werden ja mit beitragen, daß wir unserm Missionswerk im heiligen Lande die Lebenskraft erhalten können; denn was ist unabdingt nötig, so schweres muß auch in dieser für unser

armes Vaterland so traurigen Zeit wird. Leider können wir ja heute noch nicht sagen, wann wir wieder als fröhliche Arbeiter auf den Höhen Palästinas stehen, aber wir dürfen doch den Trost haben, daß nach langer Passionszeit auch unserm Werk ein Auferstehungstag beschieden ist. Wenn wir also auch jetzt noch „unsere Seelen in Geduld fassen“ müssen, so dürfen wir doch hoffen; und durch dieses HOFFEN gestärkt, dienen wir jetzt dem göttlichen Kinderfreund, unserm Herrn und Meister, auch an den armen Kindern der ermordeten oder geflüchteten Volken. Auch hier mit viel Sorgen und mit dem bittenden Ausblick um Hilfe.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Kohl Marienburg a. Rh.

D. L. Schneller.

Im Anschluß an diese Briefe möchten wir berichten, daß auch in den letzten zwei Monaten manche Summe in unsere „Notklasse“ eingegangen ist, sodaß wir in den Stand gesetzt wurden, Bittgesuche von Anstalten und von Einzelnen, die an unser Haus gingen, zu berücksichtigen. So erhielten: Pastor Schneller, \$17.00; Pastor Wedekin, Hamburg, 1000 Mart; Pastor Klein, Plauen, 1000 M.; Friedrichstift, Trachenau, 2000 M.; Nürnberg Pflege- und Krippenanstalt, 500 M.; Pastor Decker, Lübeck, 500 M.; Gallneukirchen, 1500 Kronen; Bielefeld, \$19.00; Bethanien, Berlin, 500 M. „Erlös aus Postkarten“; ein früherer Angestellter, jetzt in Wien, 500 M.; Ev. Jugendverein, Witten a. d. Ruhr, Fooddraft; an Einzelpersonen wurden außerdem 6 Nahrungsmittelpakete gefunden.

Allen freundlichen Geben herzlichen Dank und: Vergelt's Gott!

Es sind inzwischen wieder mehrere Bitten eingegangen, darunter eine aus Cuxhaven b. Darmstadt, wo eine Kinderbewahranstalt seit einem halben Jahrhundert Segen gewirkt und wegen Geldmangel geschlossen werden muß, wenn nicht Hilfe kommt. Superintendent Alberts in Stendal in der Altmark bittet um Unterstützung für zwei Kinderbewahranstalten in seiner Gemeinde. Wer für diese Anstalten uns eine Sondergabe zusenden will, dem wären wir besonders dankbar, denn unsere Kasse ist leer und wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jedes Bittgesuch, das uns zugeht, zu berücksichtigen. Daß für die kirchlichen Anstalten in Deutschland und Österreich die Not am größten ist und viele in Gefahr stehen, wegen Mangel an Mitteln einzugehen, ist wohl bekannt. Herr Pastor Bachmann wird uns gewiß darüber ausführlich berichten können.

Wenn diese Nummer in die Hände der Leser kommt, wird Herr Pastor Bachmann, so Gott will, wieder daheim sein.

Aus der Diakonissenanstalt in Posen.

Mit welchen Schwierigkeiten und Nöten die evangelischen Liebesanstalten unter polnischer Herrschaft zu kämpfen haben, darüber läßt uns ein Bericht aus dem Diakonissenhaus in Posen auf, von dem wir etliches hier wiedergeben:

Die Diakonissenanstalt in Posen blickt auf eine mehr denn 50jährige Geschichte zurück. Bei Beginn des Weltkrieges wies das Mutterhaus 450 Schwestern und 208 Arbeitsgehilfen auf. (Krankenhäuser, Gemeindepflege, Kleinkinderschulen, Waisenhäuser..) Es ist von Anfang an Grundsatz gewesen, daß die Diakonissen ihren Dienst und insbesondere das Krankenhaus

seine Pflege ohne Unterschied der Konfession und Nationalität allen zuteil werden ließen, die danach begehrten.

In die stille, segensreiche, auch von Polen geschätzte Arbeit hat die polnische Revolution Unruhen und Sorgen schwerster Art gebracht. Schon in wirtschaftlicher Beziehung haben die politischen Umwälzungen, die dadurch geschaffene Preissteigerung, die Kohlennot und ähnliche Erscheinungen ungeheure Schwierigkeiten bereitet. Aber viel schwerer wiegt die Sorge, die in dem Verhalten des polnischen Staates begründet ist. Schon im März 1919 trat man an den Vorstand heran mit dem Ansinnen, das Krankenhaus der zu gründenden polnischen Universität in Posen als Universitätsklinik zu überlassen. Der Vorstand mußte es ablehnen. Bald darauf wurde das alte, bis zum Neubau benützte, seitdem als Altenheim und der Pflege der Diaconissen dienende Haus zur Einrichtung eines Lyceums verlangt; als der Vorstand auch dieses ablehnte, verlangte man das Haus als Büro eines neu zu errichtenden Amtes. Als der Vorstand sich gegen alle diese Forderungen ablehnend verhielt, suchte man ihn gefügig zu machen, indem eines Tages von dem damaligen obersten polnischen Volksrat ein Schreiben einging des Inhaltes: „Wir haben den Doktor Lazarewicz zum Kurator der Anstalt ernannt.“ Gleichzeitig erschien der Herr selbst, ein katholischer polnischer Arzt, verlangte Einsicht in die Akten und Rechnungsführung, ein eigenes Zimmer, Auskünfte über die polnische Sprachfähigkeit der Schwestern usw. Der Vorstand erhob energischen Einspruch gegen diesen Eingriff in seine Rechte. Niemals ist in preußischer Zeit ein ähnlicher staatlicher Übergriff versucht worden. Danach versuchte man den Nachweis, daß der preußische Staat an der Anstalt beteiligt war, zu erbringen; als dieses nicht gelang, suchte man sie als Filialunternehmung einer deutschen Stelle — der Kaiserswerther Generalkonferenz der Diaconissenmutterhäuser — unter den Par. 97 des Friedensvertrages zu bringen. Erst nach monatlichen peinlichen und kleinlichen Untersuchungen mußte anerkannt werden, daß eine rechtliche Handhabe zur Liquidation nicht vorläge. Zugleich wurde aber dem Hausgeistlichen bedeutet, es sei günstiger, das Haus in polnische Hand zu verkaufen, da der polnische Staat doch unmöglich es dulden könnte, daß die erste und vornehmste Anstalt dieser Art sich in deutschen Händen befindet. Auch von katholischen Schwesternorden waren mehrfach Versuche gemacht worden, das Haus für ihre Zwecke zu gewinnen, sogar mit Androhung, daß andernfalls die Diaconissen ausgewiesen und der Generalsuperintendent Dr. Blau auf's neue inerniert werden würde. Die letzte Phase dieses Kampfes um den Fortbestand dieses für die evangelischen Gemeinden unentbehrlichen Liebeswerkes ist eingetreten mit der Forderung seitens der polnischen Regierung, einen katholischen Hauskaplan an der Anstalt anzustellen. Dieser Kampf ist noch nicht beendet. Man wird das Haus auszuhungern versuchen, um seinen Verkauf zu erzwingen. Aber die gesamte evangelische Bevölkerung hat den entschlossenen Willen, die Anstalt zu erhalten.

Das protestantische Gewissen der gesamten Welt muß sich hinter diesen entschlossenen Willen stellen und das Haus ideell und materiell unterstützen.

Der Diakonissen-Freund

Monatsheft des Diakonissenhauses in Philadelphia.

31. Jahrgang.

September 1920.

No. 8.

Seid allezeit fröhlich.

1. Thess. 5, 16.

Es wird den Christen oftmals der Vorwurf gemacht, daß sie zu wenig Sinn für Freude hätten, daß sie nie recht fröhlich wären, sondern immer ein gedrücktes, scheues und ernstes Wesen zur Schau trügen. Auch verachteten sie Freuden, die diese Welt biete, auch wenn sie noch so harmlos wären, und brächen den Stab über jeden, der sich seines Lebens freue und vergnügt und froh wäre. Wollen wir wahr sein, so müssen wir allerdings gestehen, daß es manche „Finsterlinge und Kopfhänger“ unter den Christen gibt, Christen, die diese Welt nur als ein Tannental, als eine „Tränenwelt“ ansehen, und darum jede Freude verurteilen. Solchen Leuten muß Nietzsche öfters begegnet sein, weil er sagt: „Christen müßten erlöster aussehen.“

„Seid allezeit fröhlich!“ ruft Paulus den Christen zu. Er ist auch in der allergrößten Trübsal niemals ein „Kopfhänger“ gewesen. Und aus allen seinen Briefen klingt ein freudiger Ton. Auch die heilige Schrift mahnt zur Freude. „Die Erde sei fröhlich, die Heiligen sollen fröhlich sein, fröhlich lasst sein in Dir, die Deinen Namen lieben, jauchzet Gott mit fröhlichem Schall, seid fröhlich ihr Gerechten,“ so heißt es in den Psalmen. Von dem Kämmerer aus dem Morgenlande heißt es: Er zog seine Strafe fröhlich, und von den Aposteln: Sie gingen aber fröhlich von des Rates Angesicht, daß sie würdig gewesen waren, um seines Namens willen. Und warum sollten Christen nicht fröhlich sein? Haben sie nicht allen Grund und Ursache dazu? Sind sie nicht Gottes Kinder und Erben des ewigen Lebens? Aber seid allezeit fröhlich, auch im Leiden. Ist das möglich? Wenn schweres Leid über mich gekommen ist, wenn ich unerträgliche Schmerzen erdulde, wenn mein Liebster mir gerecht ist, auch dann fröhlich sein? Das ist zu viel verlangt. Das kann ich nicht. Nein, Du kannst es nicht, aber Jesus kann es. Er kann es machen, daß du es lernst, nicht zu sprechen: Ich muß und ich kann leiden, sondern ich will und ich darf leiden. „Als die Traurigen und doch allezeit fröhlich.“

Nicht allein das Leid nimmt uns oft die rechte Freude am Leben, sondern auch die Pflichten unseres Berufes. Enttäuschungen oder Misserfolge im Beruf, trübe Erfahrungen mit Menschen, mit denen wir zusammen arbeiten, das ewige Einerlei der Arbeit, alles trägt

dazu bei uns die Freude zu trüben oder zu nehmen. Auch hier gilt die Weisung: Seid allezeit fröhlich. Hat man seine Aufgabe als eine von Gott gegebene anzusehen gelernt, dann wird man auch alle Unannehmlichkeiten und Leiden, die mit jedem Bruf verbunden sind, gerne tragen. Die innere Freude und ein fröhliches Herz hilft einem da über vieles hinweg. Je schwerer die Arbeit ist, je mehr Opfer sie verlangt, um so größer ist die Freude, wenn's gelingt, ohne Verbitterung, ohne Murren und Klagen seine Pflicht zu tun, in dem Bewußtsein, daß Gott jede Arbeit, auch die unscheinbarste, segnet und die Treue belohnt.

Gott schenke uns allezeit ein fröhliches Herz und ein kindlich frohes Gemüt. „Es schafft nicht,” sagt Matthias Claudius, „daß der Mensch mit niedergezügelten Augen singe und sich räuspere und seufze; er soll die Augen frei ausschlagen und frisch und fröhlich um sich sehen!”

Hab' Sonne im Herzen,
Ein fröhlich Gemüt,
Wenn Sorgen dich schmerzen,
Dann singe ein Lied.

Hab' Liebe im Herzen,
Sei stark in Schmerzen,
Vertraue dem Herrn
Und folge ihm gern.

S.

Reisebericht.

Von Pastor Dr. Bachmann.

Ber eine Reise hinter sich hat, wie ich sie im Auftrage der Vereinigten Lutherischen Kirche machen mußte, darf sich der Aufgabe nicht entziehen, den interessirten Kreisen von seinen Erlebnissen und Beobachtungen zu erzählen, auch abgesehen von dem offiziellen Bericht. Um so lieber tue ich das, weil jeder Deutsche in Amerika für Nachrichten aus dem alten Vaterlande, das er in dieser großen Not noch um so inniger liebt, das wärmste Interesse hat, und auch weil die verschiedenen Kreise drüben, in denen mir so viel Liebe erwiesen wurde, gern einen Gesamtüberblick haben möchten von dem, was ich in den wechselvollen Tagen erlebt habe. Ich will mich dennoch kurz fassen. Lange Reisen ermüden, aber auch lange Reiseberichte, es sei denn, daß sie ein Meister schreibt wie etwa unser guter Freund Dr. Schneller, dessen Bücher und Schriften die Vermutung nahe legen; er habe die orientalische Schilderungsgabe mit der Lust seines Geburtslandes eingesogen und gewiß frühzeitig geübt im Umgang mit den brauen, phantasiebegabten Gespielen seiner Kindheit. Hoffentlich findet unser Freundeskreis aber auch meine schlichte Darstellung lebenswert, vielleicht sogar anregend, habe ich doch selbst mancherlei Anregung empfangen. Freilich kann man es nicht jedem

recht machen. Die Menschen sind eben verschieden. Das merkt man besonders auf Reisen, wo man sich zusammenfindet aus allerlei Lebens- und Gesinnungskreisen. Aber auch das hat sein Gutes. Wer nie aus den engen Schranken seines täglichen Umgangs hinauskommt, verliert den Weitblick, den namentlich eine Person in verantwortungsvoller Stellung nötig hat; verliert aber auch die Wertschätzung dessen, was er im eigenen Familienkreise und Beruf hat.

Der Abschied von daheim fiel doch nicht leicht, trotz allseitiger Tapferkeit. Es war eine Wohltat, daß Schw. Rosa Dittrich, die in zwanzigjähriger Arbeit an der St. Pauls Gemeinde New York kennen gelernt hat, mich bis ans Schiff begleitete. Nebrigens holte mir ihre Nachfolgerin, Schw. Margarete Heinbecker, schon am Bahnhof ab. An dem gewaltig großen „Pier“, an dessen Nordseite die „Kaiserglocke Auguste Victoria“ unter britischer Flagge lag wie ein Wahrzeichen der tief einschneidenden Veränderungen, die ich drüben vorfinden würde, verabschiedeten wir uns, da nur Passagiere das Schiff betreten dürfen; und ich, nicht ganz leichten Herzens, aber doch getrobt, nahm meinen Weg durch den schmalen Gang an der Wasserspeisung vorbei auf mein Schiff, die „Westris“, die an der Südseite des Landungsplatzes angelegt hatte und im Vergleich mit dem früheren deutschen Schiff recht klein aussah, trotz ihrer 11,000 Tonnen. Die „Westris“ von der Lampart und Holt Linie, Liverpool, brachte mir dennoch eine angenehme Überraschung. Sie stellte sich heraus als ein vorzügliches Schiff, besonders für die Fahrten nach Südamerika gebaut, mit geradezu vollkommener Ventilation der Kabinen, in die weder Schiffs- noch Küchengeruch eindrang, und also von Vornherein der Seefrankheit vorbeugte. Selbst meine innere Kabine, die ich mit einem freundlichen englischen Bankier aus China teilte, war durch einen schmalen Gang mit der Luke verbunden, so daß wir Luft und Licht direkt hatten. Die Reisegesellschaft bestand fast durchweg aus Amerikanern und Engländern, doch entdeckte ich später auch eine Familie Deutsch-Amerikaner und ein betagtes Ehepaar aus dem Elsaß, das eben von einem Besuch in Argentinien in die Heimat zurückkehrte.

Wie verschieden doch die Menschen sind, zeigt ihre Haltung bei der Abfahrt eines solchen Dampfers. Die einen jubeln, die andern weinen, und nicht wenige sehen fast teilnahmslos zu, wie die Landungsbrücke abgezogen, ein Seil nach dem andern gelöst wird und die kleinen Schleppdampfer das Schiff langsam hinausziehen bis in den Fluß, wo es dann selbst dem Meere zufährt. So geht's auch, wenn der Mensch seine letzte Reise antritt, müßte ich denken. Ein Band nach dem anderen wird gelöst; endlich ist man frei und eilt der Ewigkeit zu. Wohl dem, der dann den ewigen Friedenshafen erreicht!

Die Fahrt übers Meer ging ohne besondere Zwischenfälle ab, begünstigt von herrlichem Wetter und zuweilen fast spiegelglatter See. Der Umgang mit meinen acht Tischgenossen, durchweg intel-

ligente Männer und Fachleute, war mir ein Gewinn. Ich empfand es sogar als eine freundliche Fügung Gottes, daß es nicht gelungen war, mir auf der „Kroonland“ nach Antwerpen einen Platz zu sichern, auf der ich schon am 5. Juni in Gesellschaft mit amerikanischen Missionsvertretern gefahren wäre, sondern daß ich noch fünf Tage länger hatte daheim arbeiten können und nun durch meine nicht klerikalen Reisegenossen in eine ganz andere Gedankenwelt versetzt worden war. Zugleich konnte ich hier als einziger Pastor unter den Passagieren erster Kajüte in ganz unauffälliger Weise im Privatgespräch Zeugnis ablegen von dem Heil in Christo und die Stellung der Weltmassen noch besser kennen lernen. Am Sonntag war Gottesdienst; um 10 Uhr für die Katholiken, um 11 Uhr für die Evangelischen. Jedermann war eingeladen, selbst die Zwischendekker, so daß der große Salon nicht nur besetzt war, sondern beim evangelischen Gottesdienst Männer und Frauen gedrängt standen bis an die Türen und in die angrenzenden Räume. Was mir noch besonderen Eindruck machte, war die Tatsache, daß viele ohne Bücher einstimmten in die Responsen der langen anglikanischen Liturgie und damit den Beweis lieferten, daß sie in der Kirche heimisch sind. Ich freute mich auch aufrichtig, daß man einen anglikanischen Geistlichen aus der zweiten Kajüte den Gottesdienst halten ließ; namentlich die ungewohnte Liturgie wäre mir schwer gefallen und die Fürbitte für das englische Herrscherhaus mit Nennung der einzelnen Namen wäre mir natürlich noch viel weniger geläufig gewesen. Mag man sonst denken, wie man will, den Engländern wird man die Anerkennung nicht dafür versagen können, daß sie auf ihren Schiffen für sonntägliche Gottesdienste sorgen. So hatte die „Bebris“ besondere kleine Gesangbücher mit liturgischen Formularen, Psalmen und Gebeten zu Verteilung, die alle den Schiffsnamen aufgedruckt hatten und nachher wieder eingesammelt wurden; auf meine Bitte schenkte mir der Zahlmeister ein Exemplar. Ich erfuhr auch von einem Matrosen, daß der Zahlmeister Kirche hält, wenn kein Pfarrer an Bord ist; dann freilich ohne Predigt. Um falschem Eindruck vorzubeugen, möchte ich auch hier schon erwähnen, daß wir einen solchen Gottesdienst auf der Heimreise auf der „Kroonland“ hatten, schlecht besucht und von dem Zahlmeister sehr unbefriedigend geleitet; natürlich wieder die volle Liturgie. Bordrönigen wollte ich mich natürlich auch diesmal nicht, und da ich auf Schiff nicht klerikal gekleidet war und mein Name einfach als „Dr. E. F. Bachman“ auf der gedruckten Passagierliste stand, hielt man mich gewöhnlich für einen Arzt und hatte mich nicht gefragt. Die Kollekte bei dem Gottesdienst, sowie bei einem auf der „Bebris“ von Passagieren veranstalteten Konzerte, brachte über 300 Dollars ein, gleichmäßig verteilt unter das Waisenhaus für Seemannskinder in Liverpool und ein Heim für erblindete Soldaten.

Eine Woche später, am Sonntagmorgen, dem 20. Juni, also nach zehntägiger Fahrt, landeten wir in Liverpool und als einer

der ersten verließ ich das mir fast lieb gewordene Schiff kurz nach 10 Uhr. Rasch fand ich mein Gepäck am Pier und bat einen Zollbeamten mich abzufertigen. „Haben Sie etwas Zollpflichtiges?“ fragte er. „Das weiß ich nicht,“ erwiderte ich; „worauf muß man denn Zoll bezahlen?“ Er reichte mir eine nicht sehr lange Liste von Gegenständen, die ich gar nicht besaß. „Nur etliche Tafeln Schokolade habe ich zur Not, sollte ich auf der Reise mal nichts Ordentliches zu essen bekommen,“ erklärte ich. Die Schwestern hatten mich freundlich damit für die Seereise versiehen und sogar auf jede das Datum geschrieben, wann sie meiner Eßlust zum Opfer fallen sollte. Ich hatte sie aber noch alle und wie ich den prachtvollen Fruchtkorb, den mir die Schwestern aufs Schiff als Abschiedsgruß geschenkt hatten, mit Zwischendekkern geteilt hatte, so kam schließlich diese Schokolade auch Fürstlichen in Österreich und Deutschland zugute. Nun, der Beamtne glaubte mir aufs Wort, und ohne mein Gepäck öffnen zu müssen, wurde es als „passiert“ bezeichnet. Besser hätte ich es mir ja nicht wünschen können! Ich dankte und ging meiner Wege.

In Liverpool.

Den für die nach London eilenden Spezialzug, der am Landungsplatz bereit stand, ließ ich natürlich stehen. Mir lagen Interessen der Innernen Mission näher, und davon hoffte ich heute auch etwas in Liverpool zu sehen, vor allem zwei Anstalten, Dr. Bernardo's Rettungshaus für heimatlose Kinder und das oben genannte Waisenhaus. So ließ ich mich dann sofort zum Bahnhof fahren, gab dort mein Gepäck auf und war nun frei. Ein Polizist ging sehr freundlich auf meine Frage nach Dr. Bernardos Heim ein, wußte aber keinen Bescheid. So fragte er denn drei sehr zerlumpte Zeitungsjungen; die erklärten, es wäre verlegt, wußten aber auch nicht genau wohin. Ich ging in der doch angedeuteten Richtung schließlich wacker drauf los, ohne das Gesuchte zu finden, trotzdem ich noch einen Polizisten ansprach, der nicht weniger freundlich war und die Richtung weiter angab, nachdem er sein kleines Auskunftsbuch zu Rate gezogen hatte. Ich ging, kam aber nicht ans Ziel. Hielte noch einen Klerikal geleideien Herrn an, der mir jedoch auch nichts über diese Anstalt sagen konnte. Auf meine Frage erfuhr ich, daß er in der Innernen Mission tätig sei und eben einen Gottesdienst in diesem Hafendistrikt halten wollte. „Es ist aber harter Boden hier,“ fügte er hinzu, „und über 90 Prozent dieser Bevölkerung ist römisch katholisch.“ In der Tat waren hier so viel Bier- und Schnaps-wirtschaften, daß ich staunen mußte, obwohl mir Zustände in Hafenstädten gerade nicht fremd sind. Es ging nun rasch auf elf Uhr zu und ich bedauerte sehr, durch mein Suchen nach der Anstalt den Gottesdienst versäumten zu müssen; und ich empfand ja das Bedürfnis zur Kirche zu gehen und auch dort Gott für die glücklich zurückgelegte Seefahrt zu danken. Und doch führte Gott mich auf ganz direktem Wege zu einem noch besseren Ziel als ich vorhatte.

Das habe ich auf dieser Reise wiederholt erlebt und ist auch eine Erhörung der vielen Gebete, die für mich daheim aufstiegen zum Throne Gottes.

Der nächste Passant, den ich fragte, war ein sehr freundlicher Mann, eben auf dem Wege zu seiner Kirche, aber einer römischen. Er drängte mich förmlich mitzugehen und wenigstens diesen herrlichen Bau mit seinen vielen Altären zu sehen. „Gut, ich gehe mit, doch zum Gottesdienst gehe ich in eine protestantische Kirche“; darauf bestand ich. Er stellte mich sogar dem leitenden Priester vor, der mir mitteilte, daß die Gemeinde 12.000 Seelen zähle, wöchentlich etwa 4.000 Kommunionen habe und jährlich über 20.000 Ohrenbeichten, so daß die sechs Priester vollaus zu tun hätten. Gerade strömten auch die Kinder aus der Kirche nach ihrem besonderen Gottesdienst, und Erwachsene kamen in Scharen an und hatten die Kirche schon wieder zur Hälfe besetzt. Gewiß interessante Ansicht, die auch zu denken gibt. Wahrscheinlich hielt mich der Priester für einen römischen Amtsbruder aus Amerika. Ich grüßte freundlich zum Abschied und ging zur gegenüberliegenden anglikanischen Kirche St. Augustins.

Bei meinem Eintritt war ich durch den Gegensatz überrascht. Der schlichte Raum, der über 1200 Menschen faßt, war leer! Ich sah mich um und entdeckte wirklich etwa 20 Personen weit zerstreut. Am Schluß des Gottesdienstes, der bald begann, zählte ich doch einschließlich des Knabenchores fast 100. Und doch hatte mir der freundliche Kirchenbeamte am Eingang mit großer Begeisterung für seinen Pastor schon mitgeteilt, daß derselbe ein großer Kanzelredner sei, der noch vor 15 Jahren solchen Zulauf hatte, daß die Kirche die Leute kaum fassen konnte und diese sich in den Gängen drängten. Hier war also eine genaue Parallele zu solchen Erscheinungen im amerikanischen Kirchenleben, wo infolge der geschäftlichen und industriellen Entwicklung in einem früheren vornehmen Stadtteil, eine ganz neue Menschenklasse die gut situierten Bürger verdrängt und damit die führenden Kirchen entleert bis auf wenige getreue, alte Glieder. Der Pfarrer, Dr. Adams, hatte kaum die Liturgie begonnen, da merkte ich, daß er wirklich seine ganze Seele hineinlegte. Damit gewann er mein Herz, hatte ich doch schon befürchtet, er würde die Liturgie abhauen, wie man das in hiesigen Episkopalkirchen so oft findet. Eigentümlich berührte es mich, daß der Respons nach Verlesung jedes einzelnen der zehn Gebote vom Chor gesungen wurde nach der Melodie der ersten beiden Zeilen von „Ein feste Burg“ und das letzte Gemeindelied nach der Melodie: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Doch das störte diese abnumungslosen Engländer nicht. Aber die Predigt! Sie war schlicht und lebhaft, schriftgemäß und zeitgemäß, gehaltvoll und kurz. Den Mann möchte ich doch kennen lernen, dachte ich bei mir und folgte deshalb gern der Aufforderung jenes freundlichen Beamten, der mich beim Eintritt begrüßt hatte und gebeten, mich doch vorstellen zu lassen. Nach wenigen einleitenden Bemerkungen hatten wir uns gegenseitig gefunden als eins in der

Hauptjache, und als er mich einlud, mit ihm zum Essen zu kommen, ließ ich mich nur zweimal, nicht dreimal, nötigen. Das Mahl war einfach und wir beide saßen allein bei Tisch, denn die Pfarrfrau war verreist; aber die Unterhaltung war mir alles. Wir sprachen vom kirchlichen Leben, von sozialen Notständen, von seelsorgerlichen Erfahrungen, von England und Amerika, von Krieg und Frieden. Es stellte sich heraus, daß mein verehrter Gastgeber unter anderem selbst schon in der Inneren Mission mitgearbeitet hatte und auch von erfreulichen Erfahrungen berichten konnte; im Kriege als Militärpfarrer mit dem Rang eines Obersten gedient hatte, die Einführung des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen Liverpools erkämpft und dafür sogar den Lehrplan entworfen hatte als Vorsitzer der Schulkommission. Noch ehe ich ihm Deutschland als das Ziel meiner Reise erwähnt hatte, berührte ich das Thema deutscher Greuelatzen und freute mich, daß er diesen Geschichten entschieden keinen Glauben schenkte, obwohl auch einer seiner beiden Söhne im Kampf gefallen war. Von Dr. Barnardos Anstalt erzählte er mir, daß sich die Verhältnisse in Liverpool bedeutend gebessert hätten und diese Anstalt jetzt nur in kleinerem Maßstabe daselbst noch betrieben würde. Aber das Waisenhaus solle ich ja noch besuchen.

Mit herzlichem Dank nahm ich von diesem Gottesmann Ab-
schied, den ich offenbar durch direkte göttliche Führung kennen ge-
lernt hatte, und fuhr auf der zweistöckigen Straßenbahn bis Newsham Park, durch dessen hübsche Anlagen der Weg führte zu dem Waisen-
hause, in welches mir Kinder verstorbener Seelenleute aufgenommen werden. Die imponierende, geradezu vornehme Gruppe von Ge-
bäuden erhebt sich am Rande des Parks und bietet etwa 350 Knaben und Mädchen ein weit besseres Heim als in den allermeisten Fällen ihr Elternhaus war. Die Anstalt steht unter dem Protektorat des Königs und der Königin, wird fast ausschließlich von wohl-
habenden Bürgern der Stadt Liverpool erhalten, hat ein Direktorium von 46 Schifsherrn und Kaufleuten und hat neben einem Anstalts-
geistlichen und einer Lehrerschaft eine Dame als direkte Leiterin und Hausmutter. Gern führte mich diese durch die wichtigsten Räume, auch durch den Hof, wo die Knaben sich tummelten und mir nicht nur wegen ihrer schmucken Matrosenuniform, sondern auch ihres mun-
teren Wesens wegen gefielen. Als Anstaltsmann erhielt ich ohne Weiteres alle erwünschte Auskunft. Auf meine Frage nach der Art der Bestrafung erhielt ich die Antwort: „Nur eine Person erteilt körperliche Züchtigung. Diese ist aber selten nötig, denn offenbar ist es den Kindern die empfindlichste Strafe, wenn ihnen die Benützung des großen Schwimmbeckens versagt wird; und das trifft bei den Mädchen ebenso zu wie bei den Jungen.“ Die Knaben bleiben bis zum vollendeten 14. Lebensjahre und gehen dann meistens zur See; mehr als noch ein bis zwei Jahre können die Mütter sie doch nicht zurückhalten. Es steht ihnen im Blut, und die hier selbst empfangene Vorbildung und Disziplin sichern ihnen eine Anstellung zur See, sind doch Kapitäne wie Mannschaften stolz auf dieses Waisen-

haus, in dem mancher selbst seine Erziehung empfangen hat. Zu-
durch unterstützt diese Anstalt noch gegen 700 Kinder, die bei ihren
verwitweten Müttern leben. Gern hätte ich mich hier noch länger
aufgehalten, doch ich mußte noch mit dem 4 Uhr Zug nach London.

Die Fahrt dauerte fast fünf Stunden, doch wurde mir die Zeit
durchaus nicht lang. Die europäischen Wagenabteile haben unseren
amerikanischen Wagen gegenüber den einen Vorteil, daß sie die Ge-
selligkeit fördern. Meine Mitreisenden waren überaus zuvorkom-
mend, erklärten und erzählten so viel, daß ich natürlich nicht alles
behalten konnte. Besonders interessierte mich auch eine ziemlich ge-
bildete junge Iränderin, die tapfer für die völlige Unabhängigkeit
ihrer „grünen Insel“ eintrat. In London fand ich die Hotels
überfüllt und war froh, in dem großen Euston Hotel am Bahnhof
noch ein Zimmer zu erhalten; aber nur für diese eine Nacht. Traf
hier auch Passagiere der „Vestris“ und nachdem ich zu Abend gege-
sen und Korrespondenz erledigt hatte, konnte ich mich gegen Mitter-
nacht zur Ruhe begeben. Mein erster Tag in Europa hatte mir
wahrlich viel eingetragen.

Zur Anstaltschronik.

Am Sonntagmittag, den 29. August, traf Pastor Bachmann von seiner Europareise durch Gottes Güte glücklich wieder im Mutterhause ein zur allseitigen Freude. Gattin und Sohn waren schon am Tage zuvor von Cape May Point gekommen. Da gabs natürlich viel zu fragen und zu erzählen auf beiden Seiten. Am Abend kamen alle im Rankenau-Sal zusammen, wo unter der Leitung von Pastor Saul der Schwesternchor mit einem Danklied den Pastor begrüßte und Pastor Saul in herzlicher Ansprache ihn im Namen des Mutterhauses wieder willkommen hieß, auch brachte Schw. Anna Hund die Freude der Schwestern in einem selbstverfaßten Gedicht zum Ausdruck. In seiner Ermiederung dankte Pastor Bachmann für diesen Ausdruck der Liebe und erzählte manche interessante Einzelheiten von seiner Reise. — Der Tag hatte jedoch eine doppelte Bedeutung. Es war nämlich auch gerade Frau Oberins Geburtstag. Ihr galt der zweite Teil des Programms mit Ansprache, Gedicht und verschiedenen Gesängen, unter diesen ein von Pastor Saul verfaßtes und von seiner Tochter Else vorgetragenes Geburtstagslied. Als Hauptgäste wohnten auch Pastor Dr. Lenker und Frau aus Minneapolis, Minn., bei, der auch in Deutschland bekannt ist durch sein in Leipzig erschienenes Buch „Die lutherische Kirche der Welt“, und der sich namentlich um lutherische Statistik verdient gemacht hat; er ergriff zum Schluß das Wort. Für Erfrischungen war selbstverständlich auch gesorgt. So kam denn dieser ereignisreiche Tag zu einem schönen Abschluß. Eine besondere Freude war es dem Pastor, daß auch die leitenden Schwestern von den auswärtigen Stationen in Riverside, Tabor Home und River Crest anwesend waren; nur das weit entfernte Erie war nicht vertreten, doch hofft er, bald daselbst besuchen zu können.

Der Diakonissen-Freund

Monatshesft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

31. Jahrgang.

Oktober 1920.

No. 9

Jubiläumspredigt von P. Brückner.

1. Mose 12, V. 1 u. 2.

Und der Herr sprach zu Abram: Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will.

Und ich will dich zum großen Volk machen und ich will dich segnen und dir einen großen Namen machen und sollst ein Segen sein.

Fast alle Religionen haben die Frau als Priesterin zugelassen. Aber merkwürdig steht diese Freigabe der höchsten Würde der Frauen von der Stellung ab, die man sonst im Cult und im Leben den Frauen zuwies. Fast überall wird, wie in der Religion des alten Bujides, die Unterordnung der Frau unter den Mann und ihre Abhängigkeit stark betont. Der Mann war im alleinigen Besitz wie der bürgerlichen, so auch der religiösen Rechte und Pflichten. Die Frau kam überhaupt nur innerhalb der Familie in Betracht. Unabhängig vom Mann oder außerhalb der Familie hatte sie überhaupt keine Stellung.

Der Heiland erst sah in ihr das gleichberechtigte Gotteskind. Die frohe Botschaft von der Erlösung aus der Gnade des liebenden Vaters erging an die Frauen wie an die Männer. Und der sagte, im ewigen Leben werdet Ihr nicht freien noch Euch freien lassen, wußte, daß Mann und Weib vor Gott gleichberechtigt sind. So gab er der Frau die Stellung, die ihrer Würde entsprach. Mit den Rechten, die er ihr gab, befreite er den Drang zu dienen, und in göttlicher Weisheit wies er diesem Dienen den rechten Weg: Nicht Priesterinnen, Helferinnen sind die Frauen in der Kirche Christi. Sie hat nicht nur für die wenigen außerordentlich männlich begabten Frauen Raum, die ihrem eigenen Geschlecht fernstehen, sie gebraucht gerade vielmehr die natürlichen Gaben, die der liebe Gott der Frau im allgemeinen verliehen hat, zum Segen der Menschheit. Den Willen zur Reinheit in der Jungfrau, die Kraft aufopfernden Dienens der Mütter, da liegen Gottes große Gaben an die Frauen, da liegt ihr Segen im Dienst des Reiches Gottes.

Aus den lieben Evangelien selber klingen die ersten Töne von solchem Frauendienst. In der Apostelgeschichte wird uns von ihrem segensreichen Walten in den Zeiten der ersten Liebe berichtet. Aus

Pauli Briefen hören wir von ihrem Liebesdienst. Und die Zeit der Apostolischen Väter weiß von Diaconissen zu berichten. Es war ein Zeichen, an dem man den falschen Geist erkannte, wenn eine christliche Richtung keine Diaconissen hatte. Wohl das größte, was die Römische Kirche geleistet hat, war die Diaconie, wie sie von Mönchen und Nonnen geübt wurde. Nur daß hier Rückschritt gegen fern Heiland angetreten wurde, der die Priesterin von der Frau im bürgerlichen Leben schied und ihr den Segen christlichen Dienens sprach.

Die Reformation erfüllte den bürgerlichen oder vielmehr häuslichen Pflichtenkreis der Frau mit dem Gedanken, ihn als Gottesdienst zu tun. Er heiligte die Hausfrau und Mutter wie die Magd. Da konnte es nicht fehlen, daß Wunsch und Wille erwachte, in diesem Geist nicht nur der eigenen Familie, sondern der Familie Gottes, der Kirche, der Menschheit zu dienen.

Diakonie ist die kostlichste Frucht evangelischen Christentums. Sie kann mir da sein, wo der Glaube an die Erlösung und die erfahrene Gottesliebe die Furcht vor der Welt und der Sünde vergessen macht. Aber wo sie ist, da ist auch die Gewißheit, daß Jesus bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende. Und wo sie ist, da ist auch das schlichte Bekenntnis, daß der Heiland alles in allem ist. Siehe, wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt. — — —

Fünfzig Jahre ist es her, daß nach dem Willen Gottes an die Lutherische Diakonie der Ruf erging: Gehe aus deinem Vaterlande . . . in ein Land, das ich dir zeigen werde. Es war eine harte Zeit für die Aufgabe, der Boden war nicht nur fremd, er war spröde bis zur Unfruchtbarkeit. Menschenmeinung hätte wohl sagen mögen: Gebt auf. Was wollt ihr in einem Land, von dem der eigene Dichter singt: And everywhere the grasping hand and eager adding of land to land, till earth which seemed to our fathers meant but as a pilgrim's wayside tent, a nightly shelter to fold away when the Lord should call at the break of day—solid and steadfast seems to be, and time has forgotten eternity.

Die Arbeit wurde in der Tat in ein Land gestellt, in dem eben ein philosophischer Idealismus, der konfessionellem Christentum nicht eben förderlich gewesen war, zur Reige ging, während eine ungeheure wirtschaftliche Entwicklung einzog, wie sie ähnlich die Welt noch nicht gesehen hatte. Die Reichtümer der Welt lagen auf der Straße. Mit einiger Energie mußte es jedem gelingen. So war Reichwerden das große Wort des Tages wie nie zuvor; war es ohne Gegengewicht, bei einer Bevölkerung, die ins Land gekommen war, um dem Druck der Armut zu entgehen. Was wollte unter solchen Gegenwartsmenschen die Diakonie mit den himmelwärts gerichteten Augen? Mit der freiwilligen Armut? Gott wußte es! Und sie vertrauten ihm, als sie das Werk unternahmen. Der Baum ist gewachsen, er hat im fremden Land Wurzeln gefaßt. Der Herr hat

ihm den fremden, spröden Boden bereitet. Dankbar dürfen, die die Arbeit tragen und die sie tun, heute nach fünfzig Jahren sagen: Unser Vater im Himmel ist mit uns gewesen, er hat wider die Hoffnung geholfen, er hat den Weg bereitet, wo keiner von uns einen Weg sah. Eingewurzelt und bewährt, — das dürfen wir nach fünfzig Jahren sagen.

Fünfzig Jahre — und drei sind heute unter uns, die vor fünfzig Jahren das Werk mit aufnehmen durften, und die nun beinahe zwei Menschenalter ihrem Heiland als Diaconissen im neuen Lande dienen. Wie hat Gott sie gesegnet. Die schwere, schöne Arbeit für ein ganzes langes Menschenleben tun zu dürfen. Ich will dich segnen und sollte ein Segen sein, hat der liebe Gott ihnen wie dem Vater Abram verheißen. Nun dürfen sie im Alter die Erfüllung erleben, wie der Vater im Himmel ihr Leben zum reichen Segen für das Werk gemacht hat, dem sie mit treuer Hingabe gedient haben, und für alle die Menschenkinder, denen sie im Namen Jesu Christi gedient haben.

Wie schwer ist's ihnen in der Probe- und Lehrzeit gemacht worden, daß sie wohl manchmal beinahe verzagt wären. Wie viel schwerer ist dann oft der Dienst selber gewesen, so daß sie lächelnd verstanden, warum die Probezeit so hart gemacht wurde. Und wie nun der Segensgruß der Bewährung ihnen das Alter durchleuchtet, so wird dereinst der Vater im Himmel die erlösten an der Hand nehmen und sie freundlich in das Land führen, das er ihnen zeigen wird. Und dann werden sie erst lächeln und dann werden sie auch verstehen, warum die Bewährungszeit so schwer war, und dankbar werden sie dem Heiland sagen: Du hast ja doch immer geholfen und Deine Kraft war in uns mächtig und Deine Erlösung hat uns getragen; nein, es ist nie zu schwer gewesen und es war doch so schön.

Ihr besten Helferinnen aller derer, die in der Reichs Gottes Arbeit stehen, liebe Schwestern, das ist der größte Segen der Diaconie, daß all die guten Gaben, die Gott der Frau für ihren natürlichen Beruf gegeben hat, nun um Jesu willen auf den Glauben begründet über den Kreis der natürlichen Verpflichtung hinaus der Menschheit zu gute kommen.

Ihr seid Schwestern, wo dienende Liebe, Pflege und Wartung nötig ist. Ihr seid Mütter, wo Waisen der Mutterliebe entbehren müssen. Ihr seid Führer auf den Weg des Friedens, weil Euch Heilandsliebe Frieden ins eigene Herz gibt. Seht auf das Volk, daß Euch der liebe Gott gegeben hat, seht auf den Namen, den Er Euch gegeben hat. Schwestern, was für ein guter Name ist das geworden welch tröstenden Klang hat er für die bekommen, die leiden. Wie viele Augen leuchten auf, wenn der Name Schwestern genannt wird.

Das wäre nicht möglich, hätte nicht Eure Anstalt, unsere Anstalt, ein großes Volk und einen großen Namen bekommen in den fünfzig Jahren der Bewährung. Wir sehen das große Volk, das

durch Eure Schule gegangen ist, und den Segen christlicher Erziehung und den guten Geist der Diakonie in das Leben und in die Familien getragen hat. Wir sehen das große Volk, das im Krankenhaus dem guten Geist christlicher Diakonie hat danken lernen und das nun wieder weiß, daß Heilandsliebe doch eine Macht in der Welt ist. Hin und her in den Gemeinden, in den Missionsanstalten, wo liebe Schwestern dienen, da wächst ein großes Volk, das den Namen dieser Anstalt ehrt, um des Geistes willen, von dessen Wirken sie erfahren.

Ich will Dich segnen und sollst ein Segen sein. Wie wundervoll ist's am Diakonissenhaus wahr geworden im fremden Land.

Vor fünfzig Jahren kam die Schwesternanstalt aus dem eben herrlich aufblühenden Vaterland in ein Land, dem ein schwerer Krieg tiefe Wunden geschlagen, die es eben in einer gewaltigen wirtschaftlichen Erhebung zu überwinden anfangt. Heute blutet das Land, aus dem die Schwestern der Anstalt kamen, aus tiefen, heinähe hoffnungslosen Wunden. Damals half die starke Kirche des alten Landes der beginnenden jungen Kirche hier. Es war ein Wagnis, herüber zu kommen und die Arbeit hier aufzunehmen.

Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein, war die Verheissung. Heute erfüllt sie sich dem alten Heimatland gegenüber. Keicher Segen geht von der Tochter zur Mutter hinüber. Der liebe Leiter dieser Anstalt, den Gott weiter in seinem Amte segnen möge, hat gute Ratschaft, hat Trost und Hilfe in die betrübten Herzen der lutherischen Missionsarbeiter und besonders der Arbeiter im Diakonissenwerk drüben bringen dürfen. Manches, was dem Fall nahe war, hat gehalten werden können. Was mehr bedeutet: Wo alle Hilfe zu verzagen schien, wo alle Quellen, aus denen die Mittel für die Liebesarbeit der lutherischen Anstalten flossen, zu versiegen oder zu versickern drohten, da kam von denen, die von Vaterland und Freundschaft aus Gottes Weisung ins neue Land gezogen waren, überraschend, gottgesegnete Hilfe. Und in vielen, vielen heißen Dankgebeten klingt die erfüllte Verheissung: Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein.

Dafür wollen wir unserm Herrn besonders danken.

Und Ihr, die Ihr sagen könnt: Wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt, — habt Ihr nicht auch die Erfüllung der Verheissung erfahren? Blüht Euch nicht herzliche Liebe in hunderten von Kinderherzen? Segnet Euch nicht der Dank derer, die Euer Dienst zu Gottesfreunden gewonnen?

Es ist ein kostlich Ding, dem Herrn zu dienen. Seiner Liebe, seiner Hilfe befehlen wir dies sein Werk. Ihm danken wir für den Segen der fünfzig Jahre. Amen.

Meisebericht
von Pastor Dr. Boehmann.

II.

Von London

macht selbst auf einen an großstädtisches Wesen gewöhnten Menschen einen gewaltigen Eindruck. Mir stand nur dieser eine Tag, Montag, zur Verfügung und ich machte mich daran, die Zeit gut auszunützen. Hier merkte ich die erste Knappheit an Lebensmitteln — am Zucker, ich erhielt dafür Saccharin. Alles andere war da. Mein erster Gang galt der American Express Company, deren Checks ich statt baar Geld mitführte und jetzt davon einzösen mußte. Nach längerem Suchen gelang es mir auch, hatte aber auf meiner kleinen Tieffahrt das Glück, die „Bank of England“ zu besichtigen unter der freiwillig angebotenen Führung eines jungen Angestellten, der sich freute, einem Amerikaner diesen Dienst zu leisten, weil er in Amerika eine Tante hatte! Dann gings zum belgischen Konsulat, meinen Pass rücker zu lassen für die Heimreise über Antwerpen. Leider mußte ich dreimal hin, wohl ein Kompliment zwischen mir und dem Konsul; er wollte mir das Blatt erst in zwei Tagen geben und ich stand darauf, es heute noch zu erhalten, weil ich noch morgen nach Paris weiter reisen wollte. Dazwischen gelang es mir aber, die wichtigsten Regierungsgebäude und das gewaltige Parlament wenigstens von außen zu sehen, auch Lloyd Georges Wohnung an Downing Street, ein einfaches zweistöckiges Haus aus Backstein; vor allem aber die Westminster Abtei, die für jeden gebildeten Menschen auch schon aus geschichtlichen Gründen besonderen Reiz hat. Glücklicherweise konnte ich noch die Harfenkächen besichtigen vor dem Vespergottesdienst um drei Uhr. Ich blieb natürlich und werde nie den Abendchor vergessen mit seinem wunderbar reinen Gesang. Die Zeremonien in diesem gewaltigen Steinbau mit seinen himmelan strebenden Pfeilern ließen mich den Gedanken nicht los werden: „Wie weit hat sich doch die Kirche entfernt von der Schlichtheit Jesu und der Apostel! Wölbt sich nicht in mir als buchstäblichem Sinne diese Abtei über Tote?“ Wie anders muteten mich diese fast mechanischen Zeremonien an als gestern die lebensvoll zum Ausdruck gebrachte Liturgie in Liverpool!

Doch ich muß weiter, denn zum Abendessen haben mich die Bielefelder Schwestern des „Deutschen Hospitals“ eingeladen und mir auch ein Zimmer für die Nacht zugesagt, was ich dankbar angenommen. Da galt es erst noch den weiten Weg zu machen zurück zum Hotel, und dann mit der Untergrundbahn und Fortsetzung mit der Straßenbahn bis dicht vor das von der Hauptstraße abgelegene Hospital. Die leitende Schwester hieß mich herzlich willkommen und ich gestehe

gern, daß ich mich ganz besonders wohl fühlte in diesem deutschen Kreise in der Hauptstadt Englands. Namentlich interessierte mich die Tatsache, daß daselbst, in einem Arbeiterviertel, das Hospital diesen Namen „German Hospital“ beibehalten durfte und das Hospital mit seinen deutschen Schwestern überhaupt nicht belästigt wurde. Ja, bei Zeppelin-Angriffen bildete es die Zufluchtstätte von Hunderten, die sich zum Teil schon sogar am Nachmittag einfanden zur Vollmondszeit, da man mit Angriffen rechnen mußte; und doch unterschieden diese einfachen Leute sehr richtig das Deutsche Hospital mit seinen deutschen Schwestern von den feindlichen Fliegern und blieben gegen die Schwestern freundlich gesinnt. So weit haben es leider unsere englischen Amerikaner nicht gebracht. Selbstverständlich wurde bei Tisch und später manches erzählt von beiden Seiten.

Am folgenden Morgen frühstückte ich mit den Schwestern um 7 Uhr und hatte nachher noch Gelegenheit, mit der leitenden Schwester Verschiedenes von Interesse zu besprechen. Gegen halb neun mußte ich mich aber verabschieden und tat es mit aufrichtigem Dank für die erfahrene Gastfreundschaft, aber auch mit einer neuen Schätzung der Glaubensgemeinschaft, die sonst einander Unbekannte besonders in der Fremde rasch zusammen führt. Zunächst fuhr ich zum Euston Bahnhof zurück, wo ich mein schweres Gepäck gelassen hatte, und nahm dort ein Auto, das mich rasch zum Victoria Bahnhof brachte. Der Führer war so freundlich, an dem Buckingham Palast, einem gewaltigen Brachtbau, vorüber zu fahren, der an diesem herrlichen Morgen ein entzückendes Bild bot. Vor der Abfahrt des Zuges telegraphierte ich Herrn P. Dr. Bach, den ich mit seiner Gattin letzten Dezember in Philadelphia kennen gelernt hatte, daß ich um 19.11 (d. h. 7 Uhr 11 abends) in Paris auf dem Lazarre Bahnhof einzutreffen hoffte. Es lag mir natürlich daran, wenn möglich dort abgeholt zu werden, da es mit meinem Französisch leider schlecht bestellt ist. Da ich schon erfahren hatte, daß es in Paris noch schwerer sei als in London Unterkunft zu finden, hatte ich ihn schon brieflich gebeten, mir ein Zimmer in einem Hotel zu sichern.

Die einzigen Reisegefährten in meinem Wagenabteil war ein Londoner Ehepaar, Herr D. und Frau, die mich schon beim Einsteigen freundlich grüßten und bald eine lebhafte Unterhaltung in Fluss brachten. Es stellte sich heraus, daß sie eben eine Ferienreise antraten nach Paris, Genf und Rom, also zunächst dasselbe Reisziel hatten. Sobald wir auf Religion zu sprechen kamen, erklärten sie: „Wir sind Papisten.“ „Und ich bin ein Erzfeuer, ein Lutheraner,“ war meine Antwort. Nun wußten wir gegenseitig woran wir waren und befanden uns sofort mitten in einer warmen, doch freundlichen Debatte. Ich freute mich über die ehrliche Überzeugung meiner Gegner, die beide in Geschichte und Philosophie trefflich beschlagen waren; freute mich aber auch im Stillen, daß ich seit Jahren Kir-

hengeschichte und Glaubenslehre zu geben habe und deshalb selbst Bescheid wußte und mit Freuden und Zuversicht Zeugnis ablegen konnte. Rasch vergingen die zwei Stunden Fahrt von London nach New Haven, wo wir gegen 12 Uhr ankamen und den kleinen Dampfer bestiegen, der uns nach Frankreich bringen sollte. Gewiß trugen das herrliche Wetter und die gute Gesellschaft nicht wenig bei zu dem sehr günstigen Eindruck, den ich von der durchkreuzten Landschaft erhalten habe; ich muß aber gestehen, daß ich England und die Engländer besser gefunden habe als ich erwartet hatte. Die Fahrt über den Kanal dauerte volle drei Stunden, eine auffallend kurze Zeit für die 75 Meilen von New Haven nach Dippe. Nur gut, daß wir so glatte See hatten. Ein Reisender erzählte, wie sehr diese kleinen Schnelldampfer in stürmischer See hin und her geworfen werden und wie einer seiner Freunde mit zwei anderen Männern letzten Februar von einer Sturzwelle über Bord geschwemmt und rettungslos in die Tiefe gerissen worden sei. Das Mittagessen war ziemlich gut, doch ging dabei mein letztes englisches Geld drauf. Kaffee kostete extra; ich lehnte ihn deshalb lächelnd ab, mit der Bemerkung: „Ich habe kein Geld dafür.“ „Nun, ich bringe ihn doch,“ antwortete der Kellner, dem ich zugleich gesagt hatte, daß ich kaum noch ein Trinkgeld für ihn hätte. Er stellte mir den Kaffee hin und sagte: „Schon gut, mein Herr.“ Gewiß eine seltene Erfahrung auf Reisen!

Zur Auslandschronik.

Unser Jahrestest feierten wir am 30. September im Anschluß an die in unserem Mutterhause am 28. und 29. tagende Konferenz lutherischer Mutterhäuser. Neben beide hoffen wir in nächster Nummer ausführlicher berichten zu können. Diesmal bringen wir nach unserer Gewohnheit die Festpredigt, die uns Herr Pastor Brückner gehalten hat, der vor etwa 12 Jahren als Seemannspastor nach New York geschickt wurde von dem lutherischen Seemannsfürsorgeverband zu Hannover und zum Pastor der deutschen lutherischen St. Matthäus-Gemeinde in Hoboken ist. Leider faßte er das goldene Dienstjubiläum unserer drei ältesten Schwestern auf als identisch mit dem Bestehen unseres Mutterhauses, was für den Hauptgedanken der Predigt freilich von untergeordneter Bedeutung ist.

Am Abend nach dem Jahrestest trat der Pastor eine Reise an nach Erie, Buffalo und Rochester, um unsere Station in Erie zu besuchen und in den drei Städten ein Wort einzulegen für die notleidenden Glaubensgenossen in Europa. Am Sonntagmorgen predigte er in der St. Johannis-Kirche in Erie, Pa., im deutschen und im englischen Gottesdienst; am Abend in der Concordia-Kirche in Buffalo, wo sich auch viele Mitglieder anderer Gemeinden eingefunden hatten, und am Dienstagabend in der St. Johannis-Kirche in Ro-

hester, N. Y., bei Gelegenheit der Herbstversammlung der Rochester-Konferenz des New York Ministeriums. In jedem Falle wurde die Kollekte für das Hilfswerk unter den Notleidenden bestimmt. Gott wolle in Gnaden seinen Segen dazu geben und auch immer mehr Herzen zu opferfreudiger Mitarbeit willig machen!

Unsere Lankenan Töchterschule eröffnete am Mittwoch, den 15. September, ihr 31. Schuljahr und zählt jetzt 100 kostschülerinnen und 45 Tagsschülerinnen. Als Ersatz für abgegangene Glieder der Fakultät traten Schw. Edith Baden, Schw. Rena Keiper und Schw. Anna Heinzmann als Lehrschwestern ein; auch unternahm unsere Apothekerin, Schw. Bertha Müller, Chemie, neben ihrer Arbeit in der Apotheke des Hospitals. Außer diesen traten auch noch Herr Franz Lesshaft, ein bedeutender Maler, und seine Tochter Corinne als Lehrer ein. Frau Lange aus Berlin trat ein als Ordnungslehrerin. Gott wolle uns in Gnaden ein gesegnetes Schuljahr geben!

Unsere Alumnen hatten vom 7.—9 September eine „Reunion“, an der sich etwa 150 frühere Schülerinnen beteiligten aus verschiedenen Staaten unseres Landes. Frau Antonie Ehrlich-Schuck, die langjährige Präsidentin, leitete die ganzen Feiern, vom Gartenfest am Abend des 7. September bis zum Schlufkonzert am Abend des 9. September, unterstützt von treuen Mitarbeitern des hiesigen Alumnenvereins. Das Programm für das Konzert hatten die Alumnen des New Yorker Vereins übernommen und führten es mit künstlerischem Geschick aus. Die Alumnen haben unserer Schule die Treue gehalten und namentlich im Werben neuer Schülerinnen und im Ausstatten verschiedener Räumlichkeiten erwiesen. Wir erkennen das dankbar an.

Einen höchst interessanten wie belehrenden Vortrag hielt Herr Dr. phil. Banks in unserer Lankenan Schule am Abend des 8. Oktober über wichtige archäologische Entdeckungen, mit besonderer Bezugnahme auf biblische Altertümer.

Unsere Freunde werden sich mit uns freuen, daß diesen Herbst zum ersten Mal eine unserer Alumnen bedingungslos matrkulieren konnte als Studentin der Columbia Universität in New York, wohl die grösste unseres Landes. Für unsere Lehrerschaft ist diese Anerkennung der in unserer Schule geleisteten Arbeit eine grosse Ermutigung zu weiterer treuer Arbeit, und wir sind Herrn Professor C. O. Schönrich, dem Großvater der befremdenden Studentin und Leiter des deutschen Departments des Baltimore City Collegiums, dankbar für sein an die Schulleitung gerichtetes Gratulationsschreiben.

Der Diakonissen-Freund

Monatshesit des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

31. Jahrgang.

November 1920.

No. 10.

Advent—Dein König kommt!



Ein König kommt in niedern Hüllen,
Sanftmütig auf der Erden Füllen:
Empfang ihn froh, Jerusalem!
Trag ihm entgegen Friedenszweige,
Bestreu mit Blüten seine Steige,
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger König ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedesfürst, von großer Macht!
Oft wollten dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren;
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

O Herr, von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs Neue
Zu uns, die wir sind schwer bestört!
Not ist es daß du selbst hinieden
Kommst zu erneuern deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O, lasz dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus,
Daz wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
Zu deines großen Vaters Haus!

Friedrich Rückert.

Die 14. Konferenz Lutherischer Mutterhäuser.

Zwei Tage reich an Arbeit, Freude und Segen brachte uns die 14. Konferenz der lutherischen Mutterhäuser, die am 28. und 29. September in unserem Mutterhause tagte. Im September 1896 war diese Konferenz hier selbst gegründet worden, angeregt von den beiden damaligen Führern der hiesigen Diaconie, Prof. Dr. A. Spaeth und Pastor C. Goedel, denen unser Mutterhaus und die lutherische Diaconie in Amerika überhaupt viel zu verdanken hat. Damals schlossen sich Omaha, Milwaukee und Baltimore mit Philadelphia zu einer Konferenz zusammen und erwählten Prof. Dr. Spaeth als Vorsitzer. Im Jahre 1904 und wieder 1908 versammelte sich die Konferenz in Philadelphia und nun zum viertenmal. Es besteht nämlich die Regel, die Konferenzen in verschiedenen Mutterhäusern abzuhalten, damit alle Anregung und Segen empfangen; und ebenfalls die gleichmäßige Verteilung der Reisekosten, damit auch weit entfernte Mutterhäuser ihre Vertreter ohne besondere finanzielle Belastung schicken können. So war denn auch diesmal jedes Mutterhaus vertreten: Baltimore, Brooklyn, Omaha, Chicago, Milwaukee, St. Paul und Minneapolis nebst Philadelphia. Brush, Colorado, unter der Leitung seines Gründers, des energischen und glaubensstarken dänischen Pastors Madsen, hatten seinen Bericht eingefandt; ein Gruß von ihm, geschrieben im Felsengebirge, wo er für seine längst angegriffene Gesundheit Erholung suchte, kam noch gerade vor Schluß der Konferenz an.

Schon am Montagabend trafen etliche der Gäste ein, die anderen am folgenden Morgen. Den Eröffnungsgottesdienst in der Kapelle leitete der Anstaltspastor, der in seiner Ansprache hinwies auf die schwere Zeit, die große Aufgabe und die Quelle der Kraft der Diaconie. Um 11 Uhr trat die Konferenz zu ihrer ersten Sitzung zusammen und vernahm zunächst den Bericht des Schriftführers, Rektor Herman L. Zritschel-Milwaukee. Aus der interessanten Zusammenstellung erwähnen wir Folgendes: Im Jahre 1897 betrug die Zahl der Schwestern 163; in 1910—313; in 1920—353; also eine Zunahme von nur 40 in dem letzten Jahrzehnt. Die Schwestern sind in 24 verschiedener Arten Arbeit auf etwa 100 Stationen, darunter 11 Hôspitäler, 35 Gemeindepflegen und 17 Missionsstationen, nämlich 2 in Afrika, 1 auf Madagaskar, 11 in China, 1 auf den Virgin-Inseln (West Indien) und 2 in Alaska. Die Schwesternschaft der einzelnen Mutterhäuser weist folgenden Bestand auf: Philadelphia hat 62 Diaconissen, 25 Probeschwestern, Summa 87; Milwaukee 25 Diaconissen, 27 Probeschwestern, Summa 52; Baltimore 39 Diaconissen, 10 Probeschwestern, Summa 49. Diese drei mit zusammen 188 Schwestern sind direkt oder indirekt verbunden mit dem in 1918 aus der früheren General Synode, dem General Konzil und der Vereinigten Synode des Südens gebildeten neuen Kirchenkörper, The United Lutheran Church. Zur schwedischen Augustana Synode gehören Omaha mit 35 Diaconissen, 6 Probeschwestern, Summa 41 Schwestern und St. Paul mit 13 Diaconissen, 6 Probeschwestern, zu-

jammten 19 Schwestern. Die Norweger haben Brooklyn mit 7 Diakonissen, 8 Probeschwestern, Summa 15 Schwestern; Chicago mit 42 Diakonissen, 23 Probeschwestern, Summa 65, und Minneapolis mit 14 Diakonissen, 5 Probeschwestern, Summa 19. Die noch vor zwei Jahren gehaltenen Hoffnungen, daß die Diaconie mit ihrem Ruf zum Dienste des Herrn mehr Jungfrauen als früher erreichen würde in jener Kriegszeit, die so viel Opferwilligkeit auslöste, hat sich nicht erfüllt. Man war sich ja wohl bewußt, daß man vom kriegerischen Patriotismus keine Forderung der Religion zu erwarten hat; dennoch liegt der Gedanke nahe, daß die Hingabe von Gut und Blut für die Heide dieser Welt die gläubigen Christen anspornen würde zu rüchthaltloser Hingabe für das Reich Gottes. Wohl wird heute an Geldmitteln weit mehr aufgebracht als vor etwa fünf Jahren, aber von grüherer Selbstverleugnung und Selbstaufopferung um Christi willen ist wenig zu spüren. Darunter leidet auch die Diaconie empfindlich. Vier Mutterhäuser haben einen geringen Zuwachs erfahren von im Ganzen 10 Schwestern; die fünf anderen dagegen einen Verlust von 20; so daß die Gesamtzahl in den letzten beiden Jahren von 363 auf 353 zurückgegangen ist. So sehr wir dies auch beklagen und angesichts der stets wachsenden Anforderungen schwer empfinden, sind wir deshalb doch durchaus nicht entnötigt, sondern voll guter Zuversicht. Sofort nur; nur noch ernstlicher gebetet und eifriger geworben werden, und Gottes Geist wird dann nach unserem wachsenden Bedürfnis auch weitere Jungfrauen erwecken und uns zuführen. An beiden Konferenztagen führte der Schwesternmangel zu reger Besprechung, die in der Werbearbeit der einzelnen Häuser durch Gottes Gnade gewiß auch Frucht bringen wird.

Nach Entgegennahme der Berichte organisierte sich die Konferenz durch die Wahl der Beamten für die nächsten beiden Jahre. Wieder- erwählt wurden als Vorsitzer Pastor Dr. C. F. Bachmann-Philadelphia und als Schriftführer Pastor H. L. Fritschel-Milwaukee; als 2. Vorsitzer wurde der neue Leiter des Mutterhauses in Omaha erwählt, Pastor Emil C. Chinlund, an Stelle des früheren Leiters des Brooklyner Mutterhauses, Pastor F. D. Fonkalsrud, der voriges Jahr daselbst sein Amt niedergelegt. Die Zeit der Sitzungen wurde bestimmt von 9 bis 12.30 und 2—5 Uhr. Alle Verhandlungen wurden natürlich in der Landessprache geführt.

Das erste Referat lieferte Pastor Fritschel über „Die Diaconie und die Forderungen der Gegenwart.“ Die eigenartigen Verhältnisse und Bedürfnisse, die durch die Folgen des Krieges geschaffen sind, wurden beleuchtet mit Bezug auf die Leistung und Anpassung seitens der Diaconie. Pastor Dr. Chas. E. Hay-Baltimore behandelte „Die Diaconie und die Missionsaufgabe der Kirche“. Dieses Thema, wie auch das erste, führte zu lebhaften Besprechungen. Am Abend war ein Gottesdienst, an dem sich auch die ganze Anstaltsgemeinde beteiligte und mit warmem Interesse des Pastors Ausführungen folgte über seine „Eindrücke von der Lage der Diaconie in Europa.“ Am Mittwochmorgen hielt uns Pastor Chinland-Omaha die Andacht. Sehr zeitgemäß waren die beiden Fragen, die für diesen

Morgen auf dem Programm standen: „Das Mutterhaus und die Ausbildung der Schwestern“ von Pastor Dr. J. N. Kranz-St. Paul, und „Das Mutterhaus und seine Fürsorge für die Schwestern“, von Pastor A. Neistad Chicago. Letzterer war leider gesundheitlich verhindert, der Konferenz beizutragen, legte jedoch sein Referat durch Pastor Harrisville-Chicago vom dortigen Mutterhause vor. In der Nachmittagsßßlung kamen zur Verhandlung „Die Diaconisse und ihr geistlicher Dienst“ von Pastor E. C. Chinlund und „Die Diaconisse und ihr Appell an die Frauen der Kirche“ von Schw. Sophie Zepson, Oberin des Valkjore Mutterhauses. In den Referaten und den sich anschließenden Besprechungen wurde die persönliche Hingabe, das gottgeweihte Leben betont, worüber unsere Schwester Julie Mergner einige Gedanken schriftlich ausgeführt hatte, die sie dann auf Wunsch der Konferenz vorlas. Auf einstimmigen Beschluß soll ihre Schrift in den gedruckten Verhandlungen veröffentlicht werden.

Die Konferenz hatte auch einen Fragekasten, dessen Beantwortung zu anregenden Besprechungen führte. Keine Frage jedoch rief so lebhafte Debatte hervor als die Schwesterntracht, die in jedem unserer Mutterhäuser verschieden ist. Da der Wunsch, eine einheitliche Tracht für alle lutherischen Schwestern einzuführen, nahe liegt und man so oft die Anerkennung hört, daß die Schwesterntracht manche erfreute Jungfrau vom Eintritt in die Diaconie abhalte, wurde beschlossen, diese ganze Angelegenheit einem Ausschuß, in welchem jedes Mutterhaus durch eine Schwestern vertreten sein soll, zur gründlichen Beratung zu überweisen mit dem Auftrag, bei der Konferenz in 1922 praktische Vorschläge einzubringen. Auch Frau Ottlie Braun, Vorsteherin des von Frauen Missionsverband ernannten Ausschusses für Diaconissenwesen, die der Konferenz beiwohnte und um aktive Teilnahme ersucht wurde, ist als beratendes Glied ernannt worden. Dieser Ausschuß unterbreitete einen vorläufigen Bericht schon am Mittwochabend, der die Trachtfrage prinzipiell behandelte und allgemeine Zustimmung fand, jedoch auch die Schwierigkeiten offenbarte, die der praktischen Durchführung einer einheitlichen Tracht im Wege stehen. Sollte aber auch schließlich jedes Mutterhaus seine bisherige Schwesterntracht unverändert beibehalten, so wird doch diese gründliche Behandlung die Frage klären und hoffentlich wenigstens auf Jahre hinaus erledigen.

Die außerordentlich interessante und gewinnreiche Konferenz schloß am Mittwochabend um zehn Uhr mit Gebet von Pastor Chin-Lind. Alle Delegaten blieben jedoch zum Jahresfeste am nächsten Tage.

Jahresfest und Jubiläum.

Donnerstag, der 30. September, war bei uns ein Festtag von doppelter Bedeutung. Wir feierten das Jahresfest unseres Mutterhauses und das goldene Jubiläum unserer drei ältesten Schwestern, Frau Oberin Schw. Wilhelmine Dittmann, Schw. Magdalene von Bracht und Schw. Marianne Krämer und zugleich das silberne Jubiläum

lämm unserer Schwestern Julie Merguer, Emma Tappert und Flo-
ra Moyer. Alle sechs stehen auf wichtigen Posten und durften in
guter Gesundheit mitfeiern. Der Festtag begann mit der vollen
Matutin um 6 Uhr, geleitet von Pastor Saul. Der deutsche Haupt-
gottesdienst war um halb elf Uhr, mit Festpredigt von Pastor Brück-
ner-Sohnen, dessen Predigt über 1. Mose 12, 1—2 im Oktoberheft
des „Dialektenfreund“ erschienen ist. Er wandte das „Gehe aus
deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will“, trefflich
an auf die Gruppe von sieben Schwestern, darunter die ersten drei
Zubilarinnen, mit denen die weibliche Diaconie erfolgreich vom alten
Vaterlande nach Amerika verpflanzt wurde im Juni 1884. Trotz
des Regenwetters hatten sich eine Reihe Amtsbrüder und andere
Freunde unseres Hauses eingefunden, von denen die aus der Ferne
kommenden zum Mittagessen blieben und mit uns sich der brüderlichen
Gemeinschaft erfreuten.

Um 3 Uhr begann die englische Nachmittagsfeier im Rahmen
des Bespvergottesdienstes, eingeleitet, wie auch der Hauptgottesdienst,
mit Chorgesang. Pastor Arnold Keller-Philadelphia fungierte als
Liturg. Im Namen unseres Direktoriums begrüßte Pastor Dr. J.
F. Ohl, Vertreter des Ministeriums von Pennsylvania in unserem
Direktorium, die Festversammlung und griff dabei auf die von ihm
selbst miterlebten Ansänge unserer Arbeit und auf seine Erfahrungen
als erster Pastor des Milwaukee Mutterhauses zurück. Ihm folgte
der Amtstspastor mit seinem Jahresbericht, dem er das Wort vor-
anstellte: „Fürchte dich nicht, die kleine Herde, denn es ist eures Va-
ters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“ Lucas 12, 32. Ab-
wechselnd mit Gemeinde- und Chorgesang überbrachten Vertreter ver-
schiedener Mutterhäuser ihre Grüße und Segenswünsche, nämlich
Pastor Dr. Chas. E. San-Baltimore, Pastor G. G. Chinlund-Omaha,
Pastor Herian L. Fritschel-Milwaukee, Pastor Dr. F. A. Krantz-
St. Paul, und Pastor L. Harrisville-Chicago. Auch Pastor Dr. L.
B. Wolf-Baltimore, der den Berichterstatter diesen Sommer eine Zeit-
lang auf seiner Reise begleitet und mit ihm Neuenburg und
Dresden besucht hatte, hatte freundlichst zugesagt, eine Ansprache zu
halten, war jedoch unerwartet verhindert worden; doch sprach der
Amtstspastor an seiner Stelle etliche Gedanken aus, die Dr. Wolf
ihm gegenüber schon drüben geäußert hatte in Bezug auf die Dia-
conie. Das Schlusswort ergriff Pastor Dr. G. W. Sandt, der Re-
daktor des offiziellen Organs der Vereinigten Lutherischen Kirche,
„The Lutheran“, und Mitglied unseres Direktoriums; in trefflicher
Weise fasste er die Hauptgedanken zusammen, die uns an diesem
wichtigen Tage bewegten, und überreichte den sechs Zubilarinnen
zwei prächtige Blumensträuße, welche die Konferenz ihnen geschenkt
hatte. Mit dem bekannten englischen Choral: „Abide with me“ („Ach
bleib bei uns, weils Abend worden ist“), Vater Unser und dem Se-
gen kam diese eindrucksvolle Feier zum Abschluß.

Nach dem gemeinsamen Abendessen fanden die Herren des Di-
rektoriums Gelegenheit zum gemütlichen Umgang mit den Gästen,
besonders den Gliedern der Konferenz, und dann begab man sich in

den Lankebau-Saal, wo in ungezwungener Reihenfolge gemeinsame Lieder, Chor- und Sologeänge wechselten mit höchst interessanten Erzählungen der drei ältesten Jubilarinnen. Die aus anderen Mutterhäusern anwesenden Pastoren und Schwestern waren für diese Mitteilungen, die bis auf den Winter 1869—70 zurückgingen, besonders dankbar; doch auch alle Anwesenden wurden von Neuem ermutigt angesichts aller Schwierigkeiten unserer Zeit. Ohne tapferes, heldenmütiges Angreifen und Durchhalten gehts in der Diaconie nicht ab; Schwächlinge bleiben nicht. Doch die Sache ist wert, der HERR ist wert, daß man sich rückhaltlos hingibt. — Unter verschiedenen Andenken, die auf dem Tisch mitten im Saal für die Jubilarinnen aufgestellt waren, fiel besonders ein von Prof. Dr. John V. Deaver gestifteter wundervoller Blumenkorb auf. Aber auch noch in anderer Weise wurden sie bedacht. Frau Louis Schuck, die schon am Nachmittag ihnen im Namen der Alumnen unserer Schule ein großes Goldstück überreicht hatte, trat am Abend wieder vor und überbrachte mit wohlgesetzten Worten jeder dieser drei Schwestern ein zweites Goldstück im Namen des Frauen-Hilfsvereins des Hospitals. Mit aufrichtigem Dank für die damit zum Ausdruck gebrachte Liebe nahmen die Schwestern das Gold an, doch nicht für sich, sondern für die notleidenden Schwestern im alten Vaterlande. Zum Schluß ergriff Pastor Chinlund das Wort und dankte in tiefbewegten Worten für alle die Gastfreundschaft, die Anregung und den Segen, den die Konferenz-Teilnehmer in diesen drei Tagen in unserem Mutterhause empfangen hatten. Aber auch für unser Mutterhaus mit seinen Schwestern waren es Tage der Freude und des Segens gewesen. Das Band der Gemeinschaft ist um alle Mutterhäuser um so fester geschlungen worden und schon freut man sich auf die Zusammenkunft im Jahre 1922. Deshalb stimmten alle von Herzen ein in das englische Abschiedslied: „Gott mit euch, bis wir uns wiedersehn.“

Am Freitagmorgen machten wir mit unseren lieben Gästen in einem großen Auto, das 25 Personen fasste, eine Rundfahrt durch die Stadt, vorbei an den Stätten von geschichtlichem Interesse für unser Land und unsere lutherische Kirche und besichtigten die „Freiheitshalle“, wo am 4. Juli 1776 die Kolonien ihre Unabhängigkeit von England erklärten und diese Freiheit in schwerem achtjährigem Kriegen sich erkämpfen mußten. Hochinteressant war auch das Münzgebäude wo man vom Prägen des Geldes unwillkürlich auf manche gute Lehre kommt auch für die Diaconie. Nach einer Fahrt durch den herrlichen Fairmount Park kehrten wir zu Mittag glücklich ins Mutterhaus zurück. Nach dem Essen gings ans Abschiednehmen, auf beiden Seiten mit aufrichtigem Dank und herzlichem „Auf Wiedersehen!“ Gott gebe es!

Zum Gedächtnis an Schw. Marie Sowa.

Ein Leben voller Ringen und Leiden, Arbeit und Segen kam zum Abschluß als Gott am 16. Oktober unsere Schwester Marie Sowa

abrief. Es war eine beachtenswerte Fügung Gottes, daß sie ihre Seele aushauchte am Sonnabend, wenige Minuten vor sechs Uhr, gerade als die Glocke zum Wochenschluß läutete und zum Gebet mahnte. Am Sterbebette knieten etliche Verwandte und Schwestern mit dem Pastor und hatten eben gebetet: „Mach End', o Herr, mach Ende an aller unserer Not“; da sprach Gott sein „Amen!“ und erlöste aus schwerem Leiden seine bewußtlos da liegende Magd. Dieser Ernst und Dank erfüllte aller Herzen, daß der Herr sie eingeführt hatte in die ewige Sabbathruhe. Er hält den Seinen die Treue und erfüllt an ihnen seine Verheißung auch wenn sie zuweilen zagen und angstvoll fragen: „Ach Herr, wie lange?“ Ihm sei Dank und Anbetung in alle Ewigkeit!

Schw. Marie Sowa wurde geboren am 29. Juli 1862 in Karlsruhe, OÖppenrügen, als Tochter des Zimmermanns Friedrich Sowa und seiner Gattin Gottlieben, geb. Freinif. Die Schule besuchte sie bis zu ihrer Konfirmation am 17. September 1876 und blieb im Elternhause bis sie im Jahre 1883 zu Verwandten nach Reading, Pa., kam. Am 11. Januar 1886 trat sie in unser Mutterhaus ein, nur anderthalb Jahre nachdem die von Iserlohn gekommenen Schwestern die Diaconie hier eingeführt hatten, also noch mitten in all den Anfangsschwierigkeiten standen. Schwester Marie kam gleich in die Krankenpflege, in der sie auch blieb mit nur kurzen Unterbrechungen. Am 13. Januar 1889 wurde sie eingesegnet von Rektor Cordes und schon am nächsten Tage nach Poughkeepsie, N. Y., in Privatkrankenpflege gesandt. Schon im Jahre 1891 wurde ihr die Leitung des eben gegründeten und einzigen Hospitals in Easton, Pa., übertragen, wo sie zunächst sechs Jahre blieb und dann auf zwei Jahre das Kinderhospital im Mutterhause übernahm. Nachdem sie wieder zwei Jahre in Easton und drei im Kinderhospital gewesen war, kam sie im Mai 1904 definitiv nach Easton, wo sich das Hospital unter ihrer Leitung zu einem der bedeutendsten und best geführten der ganzen Umgegend entwickelte, bis die Station von uns aufgegeben wurde unter dem Druck der Verhältnisse und Mangel an Schwestern. Am 9. Dezember 1917 kehrte Schw. Marie von dort zunächst auf Urlaub zurück, um sich ihres akut gewordenen langjährigen Augenleidens und ihrer angegriffenen Nerven wegen behandeln zu lassen, reiste später auch zur Stärkung nach Californien und Minnesota zu ihren daselbst wohnenden Schwestern, und half dann im Büro des Mutterhauses aus, bis sie am 17. Mai 1919 sich einer schweren Operation unterziehen mußte. Durch Gottes Gnade erholte sie sich davon und konnte am 1. Oktober das von dem verstorbenen Fabrikanten, Herrn Zurbrugg gegründete, kleine Hospital in Riverside, N. J., als neue Station des Mutterhauses übernehmen. Hier durfte sie grundlegende Arbeit tun, die ihr bald das Vertrauen des Direktoriums, der Ärzte und des Publikums gewann. Da trat ihr Krebsleiden von neuem auf und machte am 20. September eine zweite schwere Operation zu ihrer Erleichterung nötig. Die schlimmsten Befürchtungen für ihren Zustand bestätigten sich, ihre

Kräfte nahmen rasch ab, und wiederholt glaubte man das Ende nahe, das schließlich eintrat am Samstagabend, den 16. Oktober.

Am Dienstag, um 2 Uhr, stand die schlichte liturgische Leichenfeier statt in der Kapelle, wo die Leiche aufgebahrt war, umgeben von vielen prächtigen Blumen, die Freunde von Easton, Riverside und Philadelphia gestiftet hatten. Nebst der Hausgemeinde und manchen Freunden aus genannten Städten hatten sich auch Verwandte aus Reading und Minnesota eingefunden. Der gesuchte Chor trug zur Eröffnung das bekannte Lied vor: „Ich hab von ferne, Herr, Deinen Thron erblickt.“ Dann wechselten folgende Lieder aus unserem „Kirchenbuch“: 557, Verse 1—3; 87, 9. u. 10; 311, 4; 425, 8, und 591, 4 u. 7, mit Psalm 90; Matth. 16, 21—28; Joh. 10, 14—16 u. 27—29; 1. Kor. 15, 50—58, und Offb. 21, 1—7. Dem Leidenslauf folgte der Schwesternchor mit dem bei der Einsegnung gesungenen Liede „Jesus, Dir leb ich; Jesus, Dir sterb ich; Jesus, Dein bin ich im Leben und im Tod.“ Im Auftrage des Directoriats des Zürbrugg Hospitals sprach Pastor R. Bielinski von Riverside ein tief empfundenes Wort des Dankes für die treuen und wertvollen Dienste der Entschlafenen während des leider so kurz bemessenen Dienstes dajelbst. Nun stimmte die Gemeinde die letzten beiden Verse des Liedes 85 an: „Wenn ich einmal soll scheiden“ u. s. w. Mit dem Nunc Dimittis, Gebet und Segen schloß die Feier, deren Gründton nicht Trauer, sondern Siegesfreude war. Die Beisezung fand direkt nachher statt auf dem Stern-Begräbnisplatz des Woodland Friedhofes.

In Schw. Marie Sowa haben wir eine Schwester verloren von ungewöhnlich hoher organisatorischer Begabung, die auch von maßgebenden Persönlichkeiten auf diesem Gebiete anerkannt wurde. Wo sie war, mußte um jeden Preis Ordnung herrschen. Im Hospitalwesen war sie auf allen Gebieten beschlagen und informiert über alle modernen Forderungen und Einrichtungen. Dabei ging sie aber nicht im Geschäftlichen auf, sondern forschte in der Schrift so selbstständig wie wenige. Sie ging gern tiefen Gedanken nach, las fleißig und prüfend, und wußte auch über die Arbeit anderer Kirchen Bescheid. Sie hatte seit ihrer Jugend harte innere Kämpfe gehabt, die ihre Nachwirkung zeigten in einer gewissen Abgeschlossenheit gegen andere und in starkem Beharren auf eignen Schlüssen. Sie war eine tief gegründete, gereifte Persönlichkeit, durch Trenne im Kleinen und zielbewußtem Wollen von Bedeutung geworden und geschnitten weit über die Kreise der Diaconie hinaus. Sie trug schwer, sehr schwer an den Leiden, die der furchtbare Krieg über Deutschland und besonders über Ostpreußen gebracht hat, hatte doch ihre Schwester, die fünf Söhne im Kriegsdienst hatte, mit ihrem Mann dreimal vor den verheerenden Zügen der Russen fliehen müssen. Ihr Leben war voll Unruhe, doch ihre Ruhe in Gott. Sie ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihr!

Der Diakonissen-Freund

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

30. Jahrgang.

Dezember 1920.

No. 12.

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Lue. 2, 14.

Da h t l a g über Bethlehem's Hüuren, als die Hirten ihre Herde hüteten auf dem Felde. Aber es war nicht nur Nacht in der Natur, sondern auch Nacht in den Herzen der Menschen. Die Nacht der Unwissenheit und des Unglaubens, der Unzufriedenheit und der Trostlosigkeit, bei einem hochbegnadeten, aber tief gesunkenen Volke. Sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten hatten. Nacht war auch in den Köpfen und Herzen der Heiden, die trotz aller äufernen Kultur im große Sittenverderbnis geraten waren, weil sie den wahren Gott nicht kannten. Da ging mitten in der Nacht ein Licht auf über Bethlehem's Hüuren, das Licht, das alle Menschenherzen erleuchten und erfreuen sollte. Jener Lobgesang der himmlischen Heerscharen schlug einen neuen Ton an in der Welt. Es war eine neue Melodie, die in die dunklen Kammern Licht, in die trostlosen Herzen Leben, Freud und Frieden brachte. „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Der große Gott, der den Heiden ein unbekannter Gott war, den Juden ein starker, eifriger Gott, wurde nun für sie ein Gott der Liebe, der die Welt erlösen wollte von all ihrem Zammer und Elend. Die Sehnsucht nach Wahrheit, Trost und Frieden konnte nun gestillt werden. Die Botschaft wurde verkündet: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ In aller Unruhe und Friedelosigkeit auf Erden wurde ein Reich des Friedens gestiftet, dem durch den Glauben alle zugehören konnten. In diesem Friedensreich sollten sich alle entzweiten Völker die Hand reichen. Alle Menschen sollten einander lieben und achten als Kinder eines Vaters, als Erlöste eines Heilandes, als Brüder und Schwestern einer großen Gottesfamilie. „Den Menschen ein Wohlgefallen.“ Eine gottwohl gefällige Menschheit sollte durch den heiligenden Geist jenes Kindes in der Krippe erstehen.

Ist sie erstanden? Ist es eine Ehre, ein Mensch zu sein? Ist die Welt in den 2000 Jahren besser geworden? Das sind wohl Fragen, die sich heutzutage beim Umlblick in der Welt, angesichts der Zerrissenheit unter den Menschen, uns unwillkürlich aufdrängen. „Der Menschheit ganzer Zammer fügt mich an,“ so möchte man ausrufen. Ehrlose, gewissenlose, herzlose, friedlose Menschen rings um.

Und doch — erkennen wir nicht in allem Dunkel der Zeit den Lichtstrahl göttlicher Liebe? Ist nicht die Menschenliebe, die jetzt überall tätig ist, den Haumer, den Menschen angestiftet haben, zu stillen, ein Beweis, daß die Gottesliebe, wie sie im Jesuskind offenbar wurde, auch in Millionen von Menschenherzen lebendig ist und zur Nächstenliebe treibt?

Gottes Ehre zu fördern, Frieden auf Erden zu pflegen und an Menschen ein Wohlgefallen zu erzielen, das ist Christenberuf. Daran will uns wieder das Weihnachtsfest erinnern. Es ist noch viel Liebe in der Welt. Das wird in Sonderheit in der Weihnachtszeit wieder offenbar. Und ein jedes Menschenherz ist empfänglich für Liebe. Ja, es ist kaum ein Menschenherz, das sich nicht nach Liebe sehnt. Machen wir nur die Probe. Christen sind Kinder der Liebe, aber auch Diener der Liebe. Der Herr schenke uns zu Weihnachten ein Herz voll Liebe.

S.

Reisebericht von Pastor Bachmann. (Fortsetzung.)

Nach Paris.

Eigenartige Empfindungen stiegen in mir auf angesichts der französischen Küste, war ich doch im Begriff, das Land zu betreten, dessen Sprache mir fremd und dessen Wesen mir unsympathisch war, und dessen Volk immer noch seinen Sieg über Deutschland rücksichtslos ausbeutete. Doch hier war ich, nicht nach eignem Wunsch, sondern nach göttlicher Fügung; und meine Aufgabe war es als Christ, mich möglichst in die Lage zu finden und jede Abneigung zu überwinden. Es gelang, und ich habe es nicht bereut.

Den Hafen bildet die Mündung des kleinen Arques-Flusses, an dessen Ufern zu beiden Seiten sich Kalksteinfelsen in mäziger Höhe erheben. Natürlich war mir alles interessant, die kleinen Dampfer und die Fischerboote, die Häuser mit ihren steilen Dächern, die Einwohner in ihrer eigenartigen Tracht und nicht zum mindesten die an die Felsen angebaute kleinen Häuser der ärmeren Leute; ja etliche hatten offenbar Wohnräume in den Felsen selbst, standen doch Männer, Frauen und Kinder vor ausgehauenen Höhlen. Doch zu bedächtigem Schauen war keine Zeit, denn fast ehe ichs mich versah, hatte unser kleiner Dampfer schon angelegt und drängten sich die Passagiere an der Landungsbrücke zusammen. Es lag ihnen daran, möglichst bald die Pass- und Zollrevision zu passieren und auf dem schon bereit stehenden Zug sich einen günstigen Platz zu sichern. Da mir viele zuvorgekommen waren, die nun schon die Zollhalle füllten, mußte ich mit anderen geduldig warten, bis wir einzeln zugelassen

wurden. Zu meiner Überraschung sprachen die Zollbeamten nur wenig Englisch. An mein Gepäck machte sich eine Beamtin, die energisch zu suchen anfing und wirklich in meiner Kragenschachtel ein kleines Paletchen entdeckte und öffnete. Ich lächelte ruhig, denn zu ihrer Enttäuschung fand sie nur etliche Knöpfe; doch schloß sie damit die Untersuchung ab, ohne auch nur die Deffnung der anderen Reisetasche gefördert zu haben. Die meisten Plätze auf dem Zuge waren schon durch Thomas Cook & Sons, dem weltbekannten Reisebüro, reserviert worden. Schließlich fand ich doch einen, der noch frei war, belegte ihn und ging vor dem Zuge auf und ab bis zur Abfahrt. Wie angenehm war ich überrascht zu finden, daß meine direkten Nachbarn wieder das Londenner Ehepaar waren! Die Freude war gegenseitig, denn nun brachte uns die dreistündige Fahrt nach Paris um so mehr Gewinn, weil wir uns gegenseitig auf allerlei interessantes aufmerksam machen. Bei der Einfahrt in Paris fielen uns besonders die zweistöckigen Eisenbahnen für den Vorstadtverkehr auf als eine praktische Einrichtung; auch gefielen uns die bei den Häusern angelegten Gärten, eine Wohltat für Bewohner einer Großstadt. Dabei konnte ich natürlich den Gedanken doch nicht los werden, ob wohl mein Telegramm Herrn D. Bach erreicht habe und ich wirklich abgeholt werden würde. Fast ehe wir es uns versahen, fuhren wir in den großen Bahnhof ein. Nach kurzem, herzlichem Abschied von meinen Londoner Reisegefährten übergab ich mein Gepäck einem Träger und sah mich dann um nach Herrn D. Bach oder Madame Bach. Vergebens. Dennoch hatte ich die innere Gewißheit, es wird schon alles recht werden. Der Strom der angeliebenen Reisenden teilte sich und nahm die Richtung nach zwei verschiedenen Ausgängen. Das konnte ich natürlich nicht und folgte nach links, wo die Droschken vorfuhrten. Noch kein bekanntes Gesicht! Ich ließ den Gepäckträger stehen und lief den anderen Ausgang zu. „Dr. Bachmann! Dr. Bachmann!“ hörte ich da plötzlich hinter mir eine helle Stimme rufen. Ich wandte mich um und sah einen schlanken Jüngling, der englisch fragte: „Sind Sie Herr Dr. Bachmann?“ „Ja, wohl,“ antwortete ich. „Ich bin der Sohn von Dr. Bach, der gerade verreist ist; meine Mutter wartet drüben am anderen Ausgang.“ Da war ich also aller Not und Sorge enthoben! Bald begrüßte mich dann auch Madame Bach, eine geborene Engländerin, und erklärte, daß alle Hotels stark besetzt seien wegen des großen Pferderennens in dieser Woche; sie hätten zwar nach vielem Suchen in einem etwas entlegenen Gasthause noch ein freies Zimmer gefunden. Wollte ich jedoch fürsleb nehmen mit dem, was sie mir boten könnte, sollte ich als ihr Hausgast herzlich willkommen sein. Da fiel mir die Entscheidung wahrlich nicht schwer und bald war ich aus bestie einquartiert im gastlichen Pfarrhause der lutherischen Saint-Jean Gemeinde, das mit der Kirche in einem Garten herrlich gelegen ist fast im Herzen der Stadt,

Nach dem Abendbrot begleitete mich Herr Bach, der im Kriege bei der schweren Artillerie gestanden hatte und erst vor drei Wochen aus dem Dienst entlassen worden war, auf einem längeren Spaziergang durch die Hauptstraßen der Stadt, die alle sehr spärlich beleuchtet waren aus Mangel an Kohlen, wie man mir sagte. Wohl hingen zahlreiche Männer und auch Frauen an den Tischen vor den Restaurants, doch von dem berüchtigten üppigen Pariser Leben sah ich zu meiner angenehmen Überraschung nichts. Der Krieg hatte offenbar seine ernüchternde Wirkung nicht verfehlt. Freilich gibts noch gar viel Pikantes für den, der es sucht. So trat an einer Straßenecke ein fein gekleideter Neger an uns heran und in perfektem Englisch bot er sich uns als Führer an, unter anderem nach „Himmel und Hölle“! Wir lehnten natürlich entschieden ab, denn in den Himmel konnte er uns doch nicht nehmen, und mit ihm zur Hölle wandern lag uns wahrlich fern. Uebrigens wurde mir Herrn Bach's Aussage später von verschiedenen Seiten bestätigt, daß solche fragliche Vergnügungsplätze nicht von Parisern besucht werden, sondern fast ausschließlich von Fremden, denen Paris nur das A parte bietet, weil sie es wünschen und mit schwerem Geld bezahlen. Immerhin kein hohes sittliches Ideal. Nach einer längeren Wanderung auch an den Ufern der Seine entlang, kamen wir erst nach elf Uhr zu Hause an, ehrlich müde.

Der folgende Tag, Mittwoch, der 23. Juni, trug mir besonders viel ein, war es doch auch mein einziger, den ich auf Paris verwenden konnte. Mme. Bach hatte in freundlicher Vorsorge Herrn P. Henri Boury gebeten, frühzeitig zu kommen und sich meiner anzunehmen, obwohl auch ihr Sohn auf meinen besonderen Wunsch mich begleitete, hatte ich doch eine warme Zuneigung zu ihm gefaßt mit seinem freundlichen offenen Wesen. So machten wir drei uns dann bald auf den Weg nach der Rue de Neuilly, um das dortige Mutterhaus zu besuchen, das auch zum Kaiserswerther Verband gehörte und schon darum mir um so näher stand. Die Untergrundbahn führte uns rasch dorthin und wir wurden von der Oberschwester, einer Schweizerin, die auch Deutsch sprach, aufs freundlichste empfangen und durchs Mutterhaus und Hospital geführt. Auch eine der Operationsschwestern, eine junge Elsässerin, sprach gut Deutsch, eine andere fließend Englisch; so hatte ich denn keinerlei Schwierigkeiten. Wie anders war doch manche Einrichtung als bei uns! Hier sah ich die ersten „Himmelbetten“ und wunderte, was unsere amerikanischen Aerzte zu den schönen langen Bett- und Fenstervorhängen sagen würden. Auch war ich überrascht zu erfahren, daß der Pflegekursus nur auf ein Jahr beschränkt, wogegen bei uns drei Jahre kaum genügen, den immer mehr gesteigerten theoretischen und technischen Forderungen gerecht zu werden. Dieses Mutterhaus, das seit seiner Gründung vor fast 80 Jahren der lutherischen wie der weit größeren reformierten Kirche Frankreichs zu dienen sucht, hat eine außerordent-

lich interessante und lehrreiche Geschichte, jedoch nur ein verhältnismäßig geringes Wachstum erlebt; es mögen kaum 90 Schwestern sein. Ein schon im Jahre 1874 gemachter Versuch, ein ausgesprochen lutherisches Mutterhaus in Paris zu gründen, ist zähe festgehalten worden, doch ohne Erfolg. Gerade kurz vor meinem Besuch in Paris war dieses ohnehin schwache Werk durch eine neue Krise gegangen, die seine Existenz bedrohte, waren doch nur noch vier Schwestern vorhanden. Mit herzlichem Dank für das freundliche Entgegenkommen wie für den gewonnenen Einblick, verabschiedeten wir uns und eilten zum Mittagessen. Dort hatte sich unterdessen auch P. Aug. Schaffner von der lutherischen Himmelfahrtskirche eingefunden, der trotz seines deutschen Namens nur mit größter Mühe sich deutsch ausdrücken konnte, sich aber mit großem Humor unverdrossen dieser Mühe unterzog. Er war am Nachmittag unserer unübertrefflicher Führer, der den Lenker unseres gemieteten Autos derart dirigierte, daß mir in etwa fünf Stunden mehr gezeigt wurde als ich sonst wohl in drei Tagen gesehen hätte.

Zunächst führten wir über die Seine, vorbei an dem berühmten Hotel des Invalides, der Deputierten-Kammer, dem Auswärtigen Amt, wo die Vorberatungen des Versailler Vertrags am Schluß dieses Krieges stattgefunden hatten; am Boulevard entlang, sahen die Magdalenen Kirche mit ihren imponierend hohen Pfeilern; den Justizpalast und die Stadthalle, wo seit Jahrhunderten manche Tragödie ihren Schlussakt spielte. Die berühmte Kirche Notre Dame de Paris sahen wir uns näher an mit ihren wundervollen Kunstwerken, die dem evangelischen Christen zeigen, wie weit die römische Kirche vom Evangelium abgefallen ist, bildet doch hinter dem Altar die riesige Figur der Maria, die mit ihren ausgebreiteten Armen alle Mühseligen und Beladenen zu sich ladet, den Mittelpunkt und Höhepunkt. Heiliger Zorn erfaßt einen ernsten Christen beim Anblick solcher Verführung des Volks. Weit mehr hatte ich vom Besuch der verschiedenen lutherischen Kirchen, darunter geschichtlich am interessantesten die Eglise les Billetes mit ihrem alten Kloster, von Napoleon I. der lutherischen Kirche auf hundert Jahre übergeben. Auch wurde mir das schon im Mittelalter berühmte Hospital, Hotel Dieu, gezeigt, ein düsterer Bau.

Höchst interessant war die Fahrt durch die Stadt und über den „Glohnmarkt“, gerade außerhalb des Stadthofs, wo jeden Sonntag und Montag alle möglichen alten Sachen verhandelt werden; der viel bezeichnende Name ist freilich eine schlechte Reklame. Bald waren wir in den armen Vorort St. Ouen, wo P. Schaffner Innere Mission treibt unter den Lumpensammeln, die dort in selbsterbauten Hütten wohnen, so zerfallen, schmutzig und übelriechend, wie ich sie in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Die Leute waren freundlich trotz Schmutz und Lumpen, und in eine der elendsten Hütten wagten wir sogar einzutreten. Hier ist wahrlich Missionsarbeit nö-

fig. Mitten unter diesen Hütten stehen noch die Mauern des kleinen von P. Schaffner erbauten Kirchleins, das durch die furchtbare Explosion eines Munitionslagers im März 1918 zerstört wurde; nun baut er eine andere Kirche in nächster Nähe, wozu das National Lutheran Council von Amerika die Mittel gewährte. Dann gings weiter nach der Industrie- und Revolutions-Stadt St. Denis, wo wir die berühmte Kirche mit ihren Königsgräbern besuchten, die fast bis aufs Jahr 700 zurückgehen. Doch auch hier ist die lutherische Kirche tätig an der Arbeit, wenn auch mit sehr bescheidenen Mitteln. P. Ramette, ein zum lutherischen Glauben bekehrter Mönch, hat durch seine Bescheidenheit und Treue, wie durch seine Beredtsamkeit sich unter diesem „roten“ Element Geltung verschafft. Ein bisher als Altenheim benütztes Gebäude ließ P. Schaffner gerade umbauen zu einem Waisenhaus für 30 Kinder. Auf der Rückfahrt besuchten wir noch die von ihm bediente Himmelfahrtskirche und kamen ehrlich müde um halb acht Uhr wieder in dem gastlichen Pfarrhaus bei Mme. Bach an. Dennoch beförderte ich mit Herrn Bach nach dem Essen mein Gepäck nach dem Ostbahnhof und unternahm einen kurzen Spaziergang durch die Stadt, denn früh am nächsten Morgen mußte ich die Reise fortsetzen nach Straßburg.

In Connecticut.

Eine Reise nach dem Staate Connecticut unternahm ich auf die Einladung von P. D. C. Heydenreich, Pastor der ev.-luth. Dreinigkeitsgemeinde in Hartford, Conn., der Hauptstadt des Staates. Am Samstagabend um halb sechs traf mein Zug daselbst ein und wurde ich von P. Heydenreich abgeholt und in seinem Auto sofort zu einem städtischen Hospital geführt, wo die Mutter unserer Schw. Anna Heinzmann sich gerade von schwerem Nervenfieber erholtet; sie war sehr dankbar für unseren kurzen Besuch. Dann gings zum Pfarrhaus, die Pfarrfrau zu beglückwünschen zu ihrem vor vier Tagen geborenen Töchterlein. Zum Abendessen führte mich der Pastor in die Gemeindehalle, wo der Frauenverein des Hartford Zweigs der „Amerikahilfe“ einen Verkauf nützlicher Gegenstände an diesem Abend betrieb im Interesse des großen Hilfswerks und natürlich auch auf deutsche Art Essen servierte. Gegen Ende des musikalischen Programms stellte mich Herr Korder, ein Glied der Gemeinde und Präsident des Hartford Zweigs, vor und mit Freuden ergriff ich die Gelegenheit, etwas von der diesen Sommer drüben selbst geschauten Not zu schildern. Gaftliche Aufnahme für die Nacht fand ich im Hause des Herrn Joh. Grote, der mir zu meiner Überraschung erzählte, daß seine Mutter eine der Diaconissen gewesen sei, die einst P. Kiedner selbst nach Jerusalem gebracht habe. Auch fanden sich noch andere interessante Verbindungspunkte, so daß ich mich bei der auch an sich schon überaus herzlichen Aufnahme rasch heimisch fühlte.

Der Sonntag war ein trüber Regentag; nach zeitweiligen kurzen Pausen regnete oder strömte es. Das beeinträchtigte natürlich den Besuch des Gottesdienstes, doch folgten die Anwesenden mit großer Aufmerksamkeit der vom Evangelium dieses 2. Adventssonntags ausgehenden Predigt mit ihrer Aufforderung, eingedenk des Weltendes den Glaubensbrüdern drüben mit voller Hingabe beizustehen in ihrem Kampf ums Dasein und im Kampf ums Reich Gottes. — Zum Mittagessen nahm Herr Korder P. S. und mich mit nach Hause, wo noch lebhaft über die leitenden Grundsätze der Hilfeleistung verhandelt wurde. Dort holte uns Herr Grote in seinem Auto ab und brachte uns bei strömendem Regen nach dem acht Meilen entfernten South Manchester zu P. Stippich, einem Schwiegersohn P. Paulsens, des Gründers der Kropfer Anstalten. Hier war die Versammlung für 3 Uhr angeagt. Ueberrascht war ich, bei solchem Wetter die Kirche dicht besetzt zu finden. Es waren ernste Leute, etliche aus Mecklenburg, die meisten aus dem Zips-Komitat in Ungarn, denen ich hier etwas von der Not in Deutschland und Österreich erzählen konnte. Sie haben schon verhältnismäßig viel für drüben getan und bewiesen auch durch die jetzt erhobene Kollekte ihre Opferwilligkeit. Natürlich gabs nachher im Pfarrhause im engeren Kreise noch mancherlei zu fragen und zu sagen. Viel Zeit blieb uns freilich weder dazu noch zu dem von der Pfarrfrau servierten Empfange, denn um halb sieben sollte der Gottesdienst in Rockville beginnen. Pastor F. W. Otten war von dort mit Herrn König schon zu dieser Versammlung gekommen um mich abzuholen. P. Heydenreich musste zum Abendgottesdienst in Hartford sein, doch begleitete uns P. Stippich nach Rockville. Wie bequem und rasch man doch selbst bei solchem Regenwetter in einem geschlossenen Auto auf guter Landstraße fahren kann! Bald hatten wir auch diese acht Meilen zurückgelegt und waren frühzeitig in der schönen großen Kirche. Die Gemeinde, schon vor 50 Jahren gegründet, setzt sich zusammen vorwiegend aus Mittel- und Süd-Deutschen, die schon viele Jahre im Lande sind. Hier betonte ich besonders die Anstalten in Kropf und Bielefeld und wurde die Kollekte für Kropf bestimmt. Auch diesmal, wie in Manchester, wurden nach Schluss des Gottesdienstes Fragen beantwortet, über welche die Leute noch weiteren Aufschluß wünschten und damit warmes und intelligentes Interesse bewiesen.

Herzliche Aufnahme fand ich im Pfarrhause, denn obwohl P. Otten unverheiratet ist, führt ihm seine während der Influenza-Epidemie verwitwete Schwester, die mit ihren drei Kindern zu ihm gezogen ist, vortrefflich den Haushalt. Am nächsten Morgen fuhr er mit mir zur Pastoralkonferenz in Meriden. Zunächst gings nach Hartford, wo wir beide mit P. Stippich zusammentrafen und mit P. Heydenreich in seinem Auto die 18 Meilen nach Meriden zurücklegten. Glücklicherweise regnete es nicht mehr. Dagegen wehte ein durchdringender kalter Wind; doch die Fahrt auf der vorzüglichen

neuen Straße und durch das prächtige Hügelland Connecticuts dauerte nicht lang und war ein Genuss. Zudem ist das Meriden Pfarrhaus bekannt für seine Gastfreundschaft und bald nach der Ankunft sahen wir beim dampfenden Kaffee, den Frau P. Kirsch den Gliedern und Gästen der Konferenz servierte. Um zehn Uhr trat die Konferenz zusammen und bat mich, das Wort zu ergreifen. Gern ging man jedoch auf meinen Vorschlag ein, doch lieber von mir Fragen beantworten zu lassen. Auf diese Weise kam gerade das zur Sprache, was den verschiedenen Brüdern am nächsten lag. Mitten im besten Flusß der Bespruchung mußten wir leider abbrechen, da ich um halb zwölf zur Bahn mußte, um noch bis Abend Philadelphia zu erreichen. Gott gebe seinen Segen zu der auf dieser Reise gegebenen Anregung, damit die Glaubensbrüder drüber auch ferner tatkräftige und anhaltende Hilfe von uns erhalten in dieser schweren Prüfungszeit!

Zur Anstaltschronik.

Die zweite Versammlung der vor zwei Jahren gegründeten Vereinigten Lutherischen Kirche, die vom 19.—27. Oktober in der Luther Gedächtniskirche in Washington, der Hauptstadt unseres Landes, stattfand, gehört auch mit in die Anstaltschronik; einmal, weil der Anstaltspastor als Delegat des Ministeriums von Pennsylvania und als eben von Europa zurückgekehrter Vertreter der Kirche anwesend sein mußte; dann aber auch, weil am Montagabend, dem 25. Oktober, zwölf unserer Schwestern dorthin selbst waren zur Jubiläumsfeier des vor 25 Jahren gegründeten Baltimorer Mutterhauses. Schon am Nachmittag wohnten manche unserer Schwestern den Verhandlungen bei, die sie besonders interessierten, da der Ausschuß für Innere Mission berichtete und der für Diaconie. Für beide wächst das Verständnis in immer weiteren Kreisen. Doch gilt es noch viele verkehrte Ansichten und Vorurteile zu überwinden. Bei der Jubelfeier am Abend war die Kirche gedrängt voll, um so bedeutungsvoller, da an jedem Abend Gottesdienst war. Ansprachen wurden gehalten von Pastor Dr. G. U. Wenner-New York und Prof. Dr. F. P. Manhart-Selingsgrove, Pa., unter deren Führung die General Synode vor 25 Jahren das Mutterhaus in Baltimore gründete, und von dem Präses der Vereinigten Lutherischen Kirche, Pastor Dr. F. S. Knubel-New York, der sich besonders an die vier Schwestern wandte, die ihr silbernes Diaconissenjubiläum feierten. An der folgenden Einsegnung von zwei jungen Schwestern beteiligten sich der zweite Vorsitzer der Diaconissenbehörde, Pastor Dr. Zimmermann-Baltimore und die beiden Diaconissenpastoren Dr. Hay-Baltimore und Dr. Bachmann-Philadelphia.

Da in Washington alle Hotels überfüllt waren, reisten unsere Schwestern mit den 40 Schwestern von Baltimore um Mitternacht nach dem nahe gelegenen Baltimore. Etliche konnten am nächsten Morgen wieder nach Washington zurückkehren, um die Sehenswürdigkeiten dieser wunderschönen Hauptstadt kennen zu lernen.

